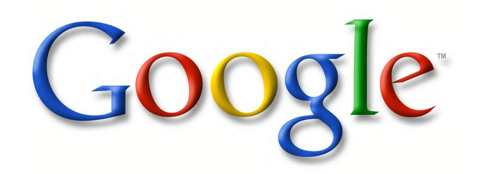
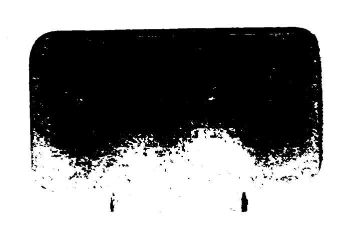



8246
56.2
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



STÄRKE, HÖHE, LÄNGE

EIN BEITRAG

ZUR

PHYSIOLOGIE DER AKZENTUATION

MIT SPEZIELLER BERÜCKSICHTIGUNG DES DEUTSCHEN.

VON

Dr. EDUARD HOFFMANN.

STRASSBURG.
KARL J. TRÜBNER.
1892.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

PROF. D[R.] O. BEHAGHEL

ALS ZEICHEN FREUNDSCHAFTLICHER VEREHRUNG.

INHALTSÜBERSICHT.

VORWORT.

Lange Zeit ist die Lehre vom Akzent das eigentliche Stiefkind in der Sprachwissenschaft gewesen, bei Seite geschoben oder übel misshandelt, je nachdem man es für gut fand, ihr eine flüchtige Beachtung zu schenken, oder nicht. Man war sich der tief eingreifenden und nachhaltigen Wirkungen der Betonung noch nicht bewusst geworden und hielt die Darstellung derselben für ein höchst unnötiges Plus, dessen sich jede Grammatik ohne Gewissensbisse leicht entschlagen könne, und wo man sich zu ein paar Worten über diesen Gegenstand heranliess, war es mehr ein Herumtasten in dem Dunkel vager Vorstellungen, ein Umsichwerfen von inhaltslosen Schlagwörtern, als ein ernstliches, von Grund auf neues Durchdenken desselben.

Einen belebenden Impuls erhielt die Akzentlehre erst durch die Sprachvergleichung, und es war ungefähr um die Mitte dieses Jahrhunderts, als die ersten eingehenderen Arbeiten über Akzent von *Benloew*, *Bopp* etc. erschienen. Diese zogen bald andere nach sich, und heute stehen wir schon vor einer ganz stattlichen Anzahl mehr oder weniger grundlegender Werke.

So dankbar wir nun aber der Sprachvergleichung für diese ihre Förderung sein müssen — und dass ihre Verdienste hinsichtlich der Betonung nicht gering sind, zeigt

uns die glänzende Entdeckung Verners — wir können uns mit ihren Resultaten doch nicht in jeder Hinsicht zufrieden geben. Alle Untersuchungen auf dem Gebiete des Akzents ist Eines gemein: sie haben lediglich die älteren Sprachphasen zum Objekt, und wenn auch ihr Inhalt ganz verschiedener Natur sein mag, wenn sich auch die einen mehr mit den Wirkungen, die andern mit dem Wesen des Akzents beschäftigen, überall ist es doch nur der tote Buchstabe, bezw. einige vieldeutige Grammatikerzeugnisse aus alter Zeit, an die man sich anklammert, wenn man nicht gar glaubt, aus dem Metrum blindlings auf die Beschaffenheit der Sprache schliessen zu müssen. Immer mangelte noch der Sinn und das Interesse für das Sprachleben, wie es uns in seiner Alltäglichkeit umgiebt.

Mit der hochinteressanten im Jahre 1876 erschienenen Abhandlung Masings [1] tritt die Akzentforschung nun in eine neue Phase. Einen Uebergang von der älteren zur neueren Richtung bildet diese Arbeit insofern, als sie im ersten Teile die Mängel der bisherigen Anschauungen, hauptsächlich betreffs der Akzentzeichen im Griechischen und Indischen (Benloew, Bopp, Hadley, Misteli, Corssen, Westphal, Kühner) schonungslos hervorhebt und im zweiten sodann eine detaillierte Darstellung der dynamischen und musikalischen Akzentverhältnisse von lebenden Sprachen bringt.

Ungefähr gleichzeitig erwachte im Norden (Schweden, Norwegen, Dänemark) das Interesse für diesen Gegenstand, und da waren es denn vorzugsweise die Gelehrten Kock, Noreen, Storm und Wulff, welche darin bedeutendes geleistet haben [2].

---

[1] L. Masing, Die Hauptformen des serbisch-chorwatischen Akzents etc. Petersburg, 1876.

[2] S. das betreffende in Sievers' Phonetik (Literaturverzeichniss).

In Deutschland war das Verständniss durch Masing noch nicht völlig geweckt worden, und während die Lautphysiologie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit entwickelte, schien die Physiologie des Akzents seit Jahren wieder eingeschlummert zu sein. War es aus Furcht, diesem unsichtbaren, von jeher gemiedenen Faktor auf den Leib zu rücken, oder hielt man ihn immer noch für ein sprachliches Moment von sekundärer Wichtigkeit? Heutzutage wird wohl kaum mehr eine Phonetik geschrieben werden, die nicht dieses Kapitel mehr oder weniger eingehend behandelte, doch wird meines Erachtens auch hier immer noch zu viel mit Theorieen und Traditionen gefochten, statt dass man auf Grund unbefangener, objektiver Beobachtung der Thatsachen zum Ziele zu gelangen sucht.

Vorliegende Schrift ist zunächst aus meinem eigenen Bedürfniss entstanden, mir Klarheit in dieser Sache zu verschaffen; sie macht sich daher vornehmlich eine genaue Fixierung der auf den Akzent Bezug nehmenden Begriffe, sowie eine eingehende Erörterung der hierbei thätigen physiologischen Funktionen der Sprachorgane zur Aufgabe; ihr Zweck ist mithin nicht eine kompendiöse Gesammtdarstellung der Akzentuation; sondern lediglich die Klarlegung ihrer elementarsten Begriffe.

Möge sie ein verwertbarer Beitrag für künftige grammatische und phonetische Arbeiten werden. —

I.

Vor Allem wird uns das Wesen des Akzents, sein begrifflicher Inhalt zu beschäftigen haben.

Mit dem Ausdruck „Akzent“ wird kein einheitliches sprachliches Moment bezeichnet; vielmehr sind die Erscheinungen, welche unter diesem Terminus gehen, ganz verschiedener Natur; es gilt daher in erster Linie, eine genaue Scheidung dieser Begriffe vorzunehmen.

Die weiteste und zugleich volkstümlichste Bedeutung hat das Wort, wenn damit die einer Sprache oder Mundart speziell anhaftenden Eigentümlichkeiten in der Betonung bezeichnet werden sollen. So spricht man beispielsweise von einem französischen, slavischen, schwäbischen, mecklenburgischen Akzent, je nachdem der Sprechende seinen heimischen „Tonfall“ mit auf eine andere Sprache überträgt. Meist hat der Laie jedoch nur eine äusserst verschwommene Vorstellung von dem ganzen Umfang und Inhalt dieser Erscheinung. Was ihm vorzugsweise in die Ohren fällt, sind neben der spezifisch mundartlichen Lautartikulation die tonisch-chromatischen Charakteristika des betreffenden Idioms, eine irrtümliche Ansicht, der gegenüber es ausdrücklich hervorgehoben werden muss, dass unter Tonfall im weitesten Sinne der ganze Habitus der Betonung, also nicht nur die Modulations-, sondern auch die Intensitäts- und Quantitätsverhältnisse zu verstehen sind.

Ein zweiter, engerer Begriff des Wortes „Akzent“ hat sich hauptsächlich in den Grammatiken eingebürgert. Für diese war zunächst weniger das Wesen, als die Stelle des Akzents von Wichtigkeit; man übergieng daher meist das *musikalische* Element, um mehr das *dynamische* zu betonen; so gewöhnte man sich schliesslich daran, unter „Akzent“ im grammatischen Sinne ausschliesslich die *relative Stärke einer Silbe* zu verstehen, ja man gieng noch weiter und bezeichnete mit Akzent κατ' ἐξοχήν kurzweg die *stärkste Stufe des Exspirationsdrucks auf einem schallfähigen Laute*. Dem Bedürfniss des Grammatikers mochte das einfache Konstatieren der Betonung, eventuell auch der Bedingungen, unter denen sie Modifikation erleidet, genügend erscheinen; Betrachtungen in Bezug auf seine Genesis oder gar seine Analyse überliess er dem Sprachphilosophen oder dem Phonetiker, und wenn wir auch dem Ausdruck „musikalischer Akzent“ hin und wieder begegnen, so lässt sich doch fast überall zwischen den Zeilen lesen, wie unsicher man sich auf diesem Gebiete bewegt und wie wenig klar die Vorstellungen sind.

Suchen wir nun aber nach einer Definition, die das Gemeinsame der beiden oben genannten Begriffe des Wortes „Akzent“ in sich schliesst. Bei beiden handelt es sich um ein relatives Hervorheben oder Zurücktreten einzelner Laute, hier durch Stärke, dort durch Klang. Wir können demnach mit „Akzent“ im umfassendsten Sinne dasjenige sprachliche Moment bezeichnen, das, abgesehen von der konstant-inhärenten Artikulation, die Eigenschaft besitzt, Laute oder Lautgruppen von ihrer Umgebung zu unterscheiden, oder kurz gesagt: *der Akzent ist die relative Charakteristik der einzelnen Redeteile*, sei es nun in musikalischer oder dynamischer Beziehung. Bei einem musikalisch-dynamisch einheitlichen Laute kann somit nicht von Akzent gesprochen werden, so wenig als bei einer geraden Linie von Winkel; erst wenn der Laut Intensitäts- oder Modulationsbewegung erhält, so dass er zu

seiner Umgebung in ein Abstufungsverhältniss tritt, kann von Akzent die Rede sein.

Stärke also und Klang[1] sind die beiden Komponenten der Betonung. Wie aber werden dieselben erzeugt? Betrachten wir den Vorgang einmal rein physiologisch.

Die Sprachorgane lassen sich einteilen in exspirationserzeugende und exspirationsmodifizierende. Für die Bildung der Stärke fallen zunächst letztere, bestehend aus Kehlkopf und Ansatzrohr, weg, wenn schon ihre Tätigkeit bei sehr rapidem Luftstrom eine intensivere ist. Was die erstern anbetrifft, so müssen wir in Bezug auf ihre Funktion wiederum unterscheiden zwischen ruhiger und angestrengter Ausatmung. Die ruhige Ausatmung vollzieht sich einmal durch das Gewicht des durch die Einatmung erweiterten Brustkorbes; dann aber auch durch die automate Zusammenziehung der elastischen Lungen, Rippenknorpel und Bauchmuskeln. Anders die forcierte Ausatmung. Hier kommen natürlich infolge einer Willensäusserung die Nerven mit in Aktion und da sind es denn neben den Bauchmuskeln als Hauptagenten namentlich die innern interkostalen und die infrakostalen Muskeln nebst dem m. triangularis des Brustbeins, deren Wirksamkeit bei diesem Anlasse in Kraft tritt. Im Allgemeinen kann man sagen, dass die forcierte Ausatmung in der gewöhnlichen, affektlosen Rede nur zur Hervorhebung verwendet wird. Ein sehr starker Exspirationsstoss ist leicht an der energischen Kontraktion der Bauchmuskeln zu erkennen; selbstverständlich darf aber die oben erwähnte allmälige Verengerung des Abdominalraumes bei ruhiger Ausatmung nicht mit einer solchen raschen, kräftigen Zusammenziehung der Muskeln verwechselt werden.

---

[1] Nach Helmholtz (die Lehre von den Tonempfindungen, Braunschweig 1877) mache ich zwischen „Klang" und „Ton" einen Unterschied, indem ich „Ton" in seiner Absolutheit ohne Obertöne oder sonstige Akzessorien fasse, „Klang" jedoch als einen von einem Grundton beherrschten Komplex von Tönen.

Durch diese Toraxverkleinerung also, und lediglich durch diese, wird die Exspiration erzeugt, und es hängt von der relativen Tätigkeit der exspirationserzeugenden Organe ab, ob der zur Hervorbringung der menschlichen Rede erforderliche Luftstrom ein ruhiger oder rapider ist. Durch diesen Luftstrom allein wird jedoch noch kein Sprachlaut hervorgebracht. Zur Erzeugung eines solchen muss entweder im Kehlkopf oder im Ansatzrohr (Nasen-, Rachen-, Mundraum) eine Hemmung eintreten. Diese lauterzeugende Hemmung kann sich auf verschiedene Weise betätigen:

1. durch ein geräuschvolles Atmen, das sich in Keuchen (Reibung der rasch durchziehenden Luft im Kehlkopf, Rachen- und Mundraum), Schnarchen (Vibration des Gaumensegels), Pusten (Reibung zwischen den Lippen) oder Schnaufen (Reibung im Nasenraum) äussert.

2. Durch eine bewusste sprachliche Artikulation ohne Schwingung der Stimmbänder (Geflüsterte Sprachlaute).

3. Durch das Zusammenwirken der artikulations- und klangbildenden Organe (Eigentliche Sprachlaute).

Dass 2. von 3. sich nur durch die Klanglosigkeit der in normaler Sprache stimmhaften Laute unterscheidet, ist selbstredend.

Als zweites unentbehrliches Element des Akzents haben wir den Klang bezeichnet. Der Klang an sich wird hervorgebracht durch Schwingung der Stimmbänder; die bewegende Kraft ist der Exspirationsstrom. Dieser kann jedoch nur dann eine Vibration der Membranen zustande bringen, wenn dieselben gespannt sind, und die Stimmritze verengt ist. Auf diese Weise stösst die herausgepresste Luft auf eine Hemmung, die infolge der Elastizität der Stimmbänder in kurz aufeinanderfolgenden Zeiträumen dem von unten wirkenden Druck nachgiebt. Dadurch entsteht der Klang.

Beim Klang können wir unterscheiden zwischen Höhe des Grundtons und Klangfarbe (Timbre). Letztere fällt für den Akzent ausser Betracht, da sie lediglich auf

der Stellung des Ansatzrohres beruht und die vokalische Nüance der Sonorlaute bestimmt. Die relative Höhe eines stimmhaften Lautes jedoch ist von hervorragender Wichtigkeit für den Akzenttypus einer Sprache.

So viel sei in genetisch-physiologischer Hinsicht über Stärke und Klang bemerkt.

Man mag nun immerhin, um dem Bedürfniss nach Rubrizierung gerecht zu werden, diese beiden Begriffe theoretisch auseinanderhalten und selbständige Definitionen davon aufstellen; man mag von dynamischem Akzent als der relativen Stärkeabstufung, von musikalischem als der tonisch-chromatischen Abstufung eines Lautkomplexes von beliebiger Dimension sprechen, für die Praxis jedoch ist eine derartige strenge Scheidung in dynamischen und musikalischen Akzent unstatthaft, und das schon desshalb, weil sie zu der irrigen Ansicht führen könnte, als liessen sich die Sprachen nur so ohne weiteres einteilen in dynamisch akzentuirte und musikalisch akzentuirte. Es ist dies eine Meinung, die sich aus der rein theoretischen Betrachtung der Akzentverhältnisse toter Sprachen entwickelt und mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit bis in die neuesten grammatischen Arbeiten hineingeschleppt hat.

Schon bei seinem ersten Auftauchen als wissenschaftlicher Terminus[1] war der „musikalische Akzent“ ein wesenloser Schatten, der einstweilen in Ermanglung eines Bessern als substituirender Ausdruck für einen noch vagen Funktionsbegriff herhalten musste. So sprach man zunächst die Vermutung aus, das Idg. möchte rein musikalisch akzentuirt gewesen sein[2] und zwar so, dass der Hauptton durch eine erhöhte Stimmlage charakterisirt gewesen wäre.

---

[1] Meines Wissens war es Benloew in seinem Buche De l'accentuation dans les langues indo-européennes (1847) S. 293 No. 3, der zum ersten Mal auf das musikalische Element im Akzent aufmerksam machte.

[2] Benloew a. a. O. und Corssen, Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der latein. Spr. (1870) II² 797.

Woraus schloss man das und wie dachte man sich eine derartige Betonungsweise? Brugmann in seinem Grundriss (I § 670) ist etwas vorsichtiger und weniger bestimmt in seinen Äusserungen und dürfte daher dem wahren Tatbestand am nächsten kommen, wenn er annimmt, dass in derjenigen Periode des Idg., wo sich die bekannten Wirkungen des Starktons nicht nachweisen lassen, derselbe eine minder bedeutende Rolle gespielt haben muss.

Seine Darstellung hat wenigstens den einen grossen Vorzug, dass sie klar ist und keine verschiedenen Deutungen zulässt.

Wir zitieren die betreffende Stelle wörtlich: „Gegen das Ende der idg. Urgemeinschaft scheint nun der exspiratorische Charakter des Akzents nicht mehr vorgewogen zu haben. Darauf weist der Umstand, dass das Altindische und das Griechische, bei vorwiegend musikalischer Betonung, als Einzelsprachen kaum irgendwelche Lautveränderungen zeigen, die für Wirkungen des exspiratorischen Akzents gehalten werden dürfen. Hätte der Akzent zur Zeit der Völkertrennung und demgemäss auch noch in den ältesten Zeiten des Einzellebens einen ausgeprägt exspiratorischen Charakter gehabt, so hätten jene beiden Sprachen den ererbten Sonantenbestand wol nicht so treu, so unverkürzt festgehalten. Ich meine also — ohne in dieser schwierigen und noch vielseitiger eingehender Untersuchung bedürftigen Frage ein entscheidendes Wort sprechen zu wollen —, dass die altindische und griechische Betonung in der in Rede stehenden Beziehung im Allgemeinen die Betonungsweise der Zeit der Völkertrennung repräsentieren. In der urgermanischen Entwicklung wurde der idg. Akzent wieder stärker exspiratorisch; denn dem verstärkten Luftstrom der haupttonigen Wortsilbe ist es zuzuschreiben, dass die tonlosen Spiranten (**ƀrōþar-* „Bruder“; **keu̯sō* „prüfe“) tonlos blieben.“

Brugmann geht also schon nicht mehr so weit, den musikalischen Akzent als einen absolut herrschenden anzunehmen, sondern braucht den Ausdruck „vorwiegend“. Es ist dies ein grosser Fortschritt der ältern Ansicht

gegenüber; dennoch aber hängt seinen Vorstellungen noch ein wesentliches Stück von jener alten unrealen Theorie an. Damit meine ich das völlig unhaltbare Prinzip, dass in einer durch Akzent hervorgehobenen Silbe entweder das dynamische oder das musikalische Element vorherrschen könne. Beide werden also damit als von einander unabhängig dargestellt, während sie in facto unzertrennlich sind. Und hierin liegt eben der Hauptirrtum der ältern Akzenttheorie. Es fehlte an einer klaren, praktischen Vorstellung des Sachverhalts; über die eventuelle Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieses an und für sich plausibel klingenden Gesetzes in der Praxis hat man sich weiter nicht gekümmert, erklärte es doch die vorliegenden Tatsachen vollauf.

Wenn wir das Alles nun aber in die Wirklichkeit übersetzen wollen, nimmt die Sache eine ganz andere Physiognomie an. Da kommen wir denn zu dem Resultat, dass in einer Sprache stets die Klangintervalle der Stimme proportionell mit der Exspirationsstärke des Luftstroms zunehmen.

Ein alltägliches Beispiel möge das zunächst klar machen.

Beim eindringlichen Sprechen, wo die betonten Silben mit erhöhter Energie hervorgebracht werden, kann sich der Umfang der Tonskala bis zu einer Oktave und mehr erweitern, während in der völlig affektlosen, schläfrigen Sprache, wie man sie etwa bei Schwerkranken hört, die nicht mehr die Kraft besitzen, ihre Sprachwerkzeuge energisch zu führen, mit der Stärke auch die Modulationsfähigkeit der Stimme verschwindet.

Und dieser pathologische Fall sollte, wie mich dünkt, auf jede Sprache auch bei normalem Zustande des Sprechenden mutatis mutandis anwendbar sein. Eine wirklich hör- und fühlbare Stimmverstärkung bringt immer und überall eine Klangveränderung mit sich; wir haben somit für diejenigen Sprachen, die periodenweise einen Rückgang des dynamischen Akzents vermuten lassen, auch eine Verflachung der Modulationskurve anzunehmen und zwar stelle

ich mir die Verhältnisse ungefähr vor, wie im Französischen. Mit Recht rühmt man hier die „akzentlose“ Aussprache als die „schönste“ und „richtigste“. Diese „Akzentlosigkeit“ hat man sich jedoch nicht so zu denken, dass überhaupt während des ganzen Verlaufs der Rede Stärke und Klang immer auf derselben Stufe stehen blieben; vielmehr verfährt das Französische nach dem Prinzip, die Rede so lange ruhig und ebenmässig dahingleiten zu lassen, bis sie sich einer Pause nähert; dann aber, wenige Moren vor derselben, tritt stark differenzirte Tonbewegung und mit ihr Stärkeveränderung ein.[1] z. B.



Dieser Eigenschaft hat das Französische seine Leichtflüssigkeit zu verdanken, die es zur Konversationssprache κατ' ἐξοχήν gestempelt hat.

Betrachten wir weiterhin die lautliche Entwicklung des Französischen und forschen wir nach den Wirkungen des Akzents, wie sie sich sonst vorzugsweise in Reduktionen der unbetonten und Längungen der betonten Silben zeigen, so bemerken wir, dass darin seit Jahrhunderten ein Stillstand eingetreten ist. Und nichts ist natürlicher, als das. Bei der grossen Beweglichkeit des Akzents, die sich, unbekümmert um die etymologische Wortbetonung, lediglich nach rhetorischen Gesetzen richtet, kann von nachhaltigen, deutliche Spuren hinterlassenden Wirkungen nicht die Rede sein, wenn schon, durch die momentane Stellung im Satze hervorgerufen, starke Lautreduktionen und -absorptionen eintreten können. So sagt man wol:

Tiens, v'là ton chapeau!

---

[1] Selbstverständlich spreche ich hier nur von der affektlosen Redemelodie des Behauptungssatzes.

[2] Aus: Ballu, Observations sur les éléments musicaux de la langue française. Phon. Stud. II, 310.

doch kaum:

Tu cherches ton chapeau? le v'là!

sondern mit voller Form:

le voilà! etc.

Wäre nun ein solches Verhältniss nicht auch in denjenigen Sprachen denkbar, für die man bis jetzt lediglich oder vorwiegend musikalischen Akzent angenommen hat? Ich denke, es stände einer solchen Annahme nichts im Wege. Jedenfalls ist sie einleuchtender, als eine Theorie, die nur auf unklaren Vorstellungen beruht und aller realen Möglichkeit ins Gesicht schlägt.

Und dennoch hat man an der Unabhängigkeitslehre dieser beiden Akzenteigenschaften bis auf den heutigen Tag festgehalten; war sie doch von wissenschaftlichen Autoritäten aufgestellt worden und durfte somit gewissermassen als Evangelium betrachtet werden, auf dessen festem Grunde man getrost weiterbauen konnte. So können wir es z. B. auch noch in Seelmanns Aussprache[1] (S. 21) lesen: „Die Höhe der Stimmlage steht in keinem nennenswerten Verwandschaftsgrade und Verkehr weder mit der Exspirationsenergie noch mit der Quantität.“ Ich wage das entschieden zu bestreiten. Man nenne mir eine Sprache, die ohne Druckverstärkung ganz unmotiviert die eine oder die andere Silbe hebt oder senkt, die ferner auf der anderen Seite eine Silbe exspiratorisch stark hervorhebt ohne zugleich eine Klangveränderung eintreten zu lassen. Selbst ausserindogerm. Sprachen machen keine Ausnahme. Ich hatte Gelegenheit, einen Japanesen sprechen zu hören und konnte deutlich konstatieren, dass mit der Tonerhöhung eines Lautes auch eine Verstärkung der Exspiration verbunden war z. B.:



thŏkjŏ

---

[1] Die Aussprache des Latein nach physiologisch-historischen Grundsätzen v. Emil Seelmann, Heilbronn 1885.

Tokio, die Hauptstadt Japans. Oder:



Tano, japanischer Familienname.

Mein Gewährsmann bezeichnete die Betonung in seiner Sprache als „flach", und in der Tat konnte ich wahrnehmen, dass das Intervall zwischen betonter und unbetonter Silbe nicht über eine grosse Sekund hinausgieng. Eine Voreingenommenheit in Bezug auf die Solidarität von Hochton und Starkton [1] wird man mir nicht zur Last werfen können, da ich Schweizer bin, welche Nation bekanntlich die Stammsilbe in tieferer Stimmlage spricht, als die Ableitungssilben. Nach dem Gesagten beharre ich also darauf, dass sowol der dynamische, als auch der musikalische Akzent für die Hervorhebung eines Lautes erforderlich ist, dass beide auf das innigste mit einander verschmolzen sind und einer ohne den andern ein sprachliches Unding ist.

Wenn wir oben Sprachen berührt haben, in denen periodenweise eine Schwächung des Akzents nachgewiesen werden kann, so haben wir uns nun weiterhin zu fragen, worin die Ursache einer solchen Erscheinung liegen mag, und da bemerken wir denn, dass es in erster Linie das extensive Moment ist, das dem intensiven den Krieg erklärt; ist es doch sehr leicht begreiflich, dass eine lange unbetonte Silbe einer benachbarten Haupttonsilbe Kraft entzieht. Der ausgehauchte Luftstrom kann sich dadurch nicht vorwiegend auf diese konzentrieren, sondern hat noch ein gewisses Quantum von Luft an jene abzugeben und infolge dessen tritt eine Reduktion der Intensität ein. Diese Reduktion ist nun allerdings grammatisch nur indirekt nachweisbar, indem, wie wir gesehen haben, nur die Wirkungen des Akzents verschwinden, doch dürfen wir daraus kecklich auf einen Energieverlust desselben schliessen, zumal da sich Analoges in neueren Sprachen aufweisen lässt.

---

[1] Ueber dieses Kapitel s. unten (S. 18 ff.)

So glaube ich also, dass z. B. im Indischen und Griechischen Stimmverstärkung und Tonerhöhung, ähnlich wie im Französischen, nur in geringem Masse vorhanden war.

Etwa Altindisch:



gen. plur. zu *agní* „Feuer“;



nom. acc. voc. dual. zu *vấri* „Wasser“.

Griechisch:



Dass eine so konsequente Durchführung der Quantität sich mit einem kräftigen Akzent nicht vereinigen lässt, beweist schon der Umstand, dass es einem Deutschen der daran gewöhnt ist, die Tonsilbe stark hervorzuheben, ungemein schwer wird, Akzent und Quantität in richtigen Einklang zu bringen; so ist er z. B. leicht geneigt: *agnĭnấm* oder *agnī́nàm, vấriṇi, ἄγκῠρὰ, στρατεγός* etc. zu sprechen.

Wenn wir nun einen Augenblick bei der Quantität und ihrem Verhältniss zum Akzent stehen bleiben wollen, so ist von vornherein vorauszuschicken, dass die folgenden Bemerkungen nur ganz summarisch verfahren werden, dass weder der Gegenstand darin eine erschöpfende Behandlung findet, noch auch alle einschlägigen Sprachen dabei berührt werden können, so lohnend immer eine solche eingehende Untersuchung wäre. Der Zweck der folgenden Skizzen ist nur, auf dieses höchst interessante Gebiet aufmerksam zu

machen und zu weiteren detaillierten Forschungen anzuregen.

Beschäftigen werden uns hierbei vorzugsweise die romanischen Sprachen, das Lateinische und das Griechische; andere Sprachen, die vielleicht manche wertvolle Aufschlüsse abgeben würden wie das Ungarische, Litauische, Finnische, Arabische etc. habe ich aus Mangel an genügender Kenntniss müssen ausser Betracht fallen lassen.

Wir verhehlen es uns nicht, dass die Beurteilung der quantitativen Seite der Sprachen eine ungemein heikle und schwierige ist, schon desshalb, weil sich innerhalb einer Gesammtsprache wiederum dialektische Verschiedenheiten aufweisen lassen, deren genauere Nachprüfung einen längeren Aufenthalt in den betreffenden Gegenden erfordert; dann aber auch, weil die Betonung im Laufe der Zeiten in vielen Ländern grosse Veränderungen durchgemacht hat. Es sind demnach bei der Betrachtung der Akzentverhältnisse einer Sprache stets zwei Momente zu berücksichtigen: die lokalen und die temporalen Verschiedenheiten.

Ehe wir uns zum Lateinischen und Griechischen wenden, deren Betonungsprinzip wir nur teils aus Grammatikerzeugnissen, teils aus Rückschlüssen von den modernen Verhältnissen her eruieren können, werfen wir einen raschen Blick auf die neueren romanischen Sprachen, und da geben uns denn nächst den direkten akustischen Beobachtungen hauptsächlich die Lautreduktionen ein Mittel zur Bestimmung der relativen Stärke des Akzents in die Hand. Dabei kommen wir beim Italienischen auf ein eigentümliches Resultat. Wir finden nämlich bei näherer Prüfung der Dialekte auf diesen Punkt hin, dass in Oberitalien gemeinhin die Lautreduktion der unbetonten Silben eine ungleich bedeutendere Rolle spielt, als in Mittelitalien, wo die Klangfülle im Allgemeinen viel reiner bewahrt ist und dass ferner wieder im Süden (wenigstens im Neapolitanischen) die Reduktionen zu überwiegen beginnen. Zu dieser Erscheinung gehört beispielsweise der Verlust der Endvokale (ausser *a*) im Emilianischen, Lombardischen und Piemontesischen: *prim*

= *primo*, *dop* = *dopo*, *tant* = *tanto*, *pac* = *pace*. Auch Vortonvokale werden reduziert: *sntiva* = *sentiva*, *vrgogna* = *vergogna*, *stend* = *sentendo*, *nssuna* = *nessuna*. In Saponara (Neapel) finden wir Aehnliches: *tiėmp* = *tempo*, *fatt* = *fatto*, ferner *ábətə* = *abito*, *fémmənə* = *femina*. Wir können somit den ziemlich sicheren Schluss ziehen, dass in denjenigen Mundarten, wo derartige Reduktionen und Absorptionen vorkommen, die Intensität des Akzents eine kräftigere sein muss, als da, wo die unbetonten Vokale ihren vollen Klang beibehalten haben.

Im Spanischen ist der Akzent in Bezug auf Stärke und Höhe weniger intensiv als im Italienischen.[1] Reduktionen kommen zwar auch hier vor, doch bedeutend seltener und meist beschränken sie sich auf Fälle, die entweder schon früher eingetreten sind, in einer Zeit, wo die Betonung eine energischere war (z. B. Abfall des *e* nach *l r n d s z*), oder auf satzunbetonte Wörter: *val*, *cas*, *man* in *mantener* etc. *hi-* (aspan. *fi-*) in *hidalgo; buen*, *mal*, *un* etc. vor dem Maskulinum u. A. m.

In schroffem Gegensatz zum Spanischen und Portugiesischen, welch letzteres sich in Beziehung auf Akzent eng an das Spanische anschliesst, stehen das Provenzalische und das Catalanische, welche, wie das Französische und die oben erwähnten norditalienischen Dialekte, ausser *a* keine auslautenden nachtonigen Vokale dulden; es muss also hier zu der Zeit, wo diese Absorptionen eingetreten sind, ein sehr kräftiger Akzent geherrscht haben. Damit ist aber keineswegs gesagt, dass sich nun diese Intensität bis auf den heutigen Tag müsse erhalten haben. Wie gross die Schwankungen in Bezug auf diesen Punkt sein können, zeigt am deutlichsten das Französische. Schon früh schwächt sich *a* zu *e* (= *ə*) ab (vgl. Eulalia: *elle*, *eskoltet*),

---

[1] Man rühmt zwar häufig das Spanische dem Italienischen gegenüber als besonders „kräftig“. Diese Eigenschaft ist aber weniger den Intensitätsverhältnissen zuzuschreiben, als der tieferen Stimmlage und dem grösseren Mangel an Modulation. Das Spanische klingt würdiger, aber auch herber, als das Italienische.

und die übrigen Vokale schwinden im Auslaut gänzlich; es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass schon im gallischen Vulgärlatein der Akzent eine besondere Stärke gehabt haben muss; nach und nach aber ebnete sich die Betonung ab und die Wirkungen derselben hörten beinahe völlig auf. Heutzutage ist die Betonung, wie wir es bereits oben (S. 8) angedeutet haben, im Satzinnern eine ziemlich gleichförmige und nur am Ende einer Pause tritt eine grössere Differenzierung in Höhe und Stärke ein.

Schwieriger liegen die Verhältnisse im Lateinischen, da dasselbe als tote Sprache sich unserer direkten Beobachtung entzieht. Doch können wir wenigstens bis auf einen gewissen Grad aus den Wirkungen, soweit dieselben graphisch Ausdruck gefunden haben, die Betonungsart erschliessen, und überdies helfen uns einige mehr oder minder deutliche und zuverlässige Zeugnisse alter Grammatiker auf die Spur.

Von einer auch nur annähernd umfassenden Behandlung des Gegenstandes kann an diesem Orte selbstverständlich nicht die Rede sein. Eingehend ist die Frage behandelt mit Beiziehung des ganzen Quellenmaterials bei: Corssen, Ueber Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache II[2] S. 794 ff. (1879). Ferner ist zu erwähnen: Seelmann, die Aussprache des Latein S. 15 ff. (1885) und Kühner, Ausführl. Gramm. der lat. Sprache I, 145 ff. (1877).

Mein Zweck kann hier nur sein, die bereits ausgesprochenen Theorieen nachzuprüfen und die grossenteils sehr unklaren Vorstellungen der Betonungsverhältnisse möglichst zu präzisieren.

Meyer-Lübke spricht sich in seiner „Grammatik d. roman. Sprr.“ (I § 608) über den lateinischen Akzent summarisch folgendermassen aus: „Die betonte Silbe wurde mit grösserer Energie gesprochen, als die tonlosen, doch sanken diese nicht so stark herab, wie das in der deutschen Aussprache [des Lateinischen] zu geschehen pflegt. Denkbar ist jedoch, aber auch das lässt sich nicht nachweisen, dass im Laufe der Zeit der Unterschied zwischen den be-

tonten und tonlosen Silben ein etwas grösserer wurde. Der lateinische Akzent ist also ein wesentlich exspiratorischer; dass er daneben auch musikalisch gewesen sei, ist zwar möglich, aber wieder nicht mit Sicherheit nachzuweisen.“

Vorsichtiger kann man sich wol nicht ausdrücken; aber ein positives Ergebnis ist mit solchen allzu hypothetisch gehaltenen Aeusserungen nicht gewonnen. Mir scheint, durch eine sorgfältige Untersuchung der Laut- und Akzentwandlungen sollte man doch zu bestimmteren Gesetzen gelangen können.

Vor allem haben wir zu unterscheiden zwischen altlateinischer und hochlateinischer Betonung. Unzweifelhaft war der Akzent schon zu Zeiten der italischen Urgemeinschaft mehr dynamisch-musikalischer, als quantitativer Natur, wenn schon die alten Quantitäten, wie es aus dem späteren Wiederauftauchen derselben untrüglich hervorgeht, nicht völlig ausgeglichen sein konnten. So hatte sich der Hauptiktus schon früh auf der ersten Silbe fixiert, ohne dass die Quantität der letzten auf seine Stellung modifizierend eingewirkt hätte; ja selbst die zweitletzte ist nicht in allen Fällen von Einfluss, indem der Ton trotz ihrer Länge in drei- und viersilbigen Wörtern vollständig zurücktreten kann.

Für dieses Faktum sprechen einmal die vielfachen Reduktionen und Absorptionen von Vokalen, die nach hochlateinischer Betonung (jüngeres Akzentgesetz) den Hauptakzent tragen oder tragen sollten. So weist das hochlateinische _óptimus_ auf ein älteres und in dieser Gestalt inschriftlich beglaubigtes _ópitumus_ zurück; ein *_opítumus_ hätte nie und nimmer sein betontes _i_ verlieren können. Noch näher liegend sind die allgemein bekannten Formen _amásse_ < *_amávisse_, _amásset_ < *_amávisset_ etc. Fernerhin sind die Eigennamen interessant, wenn davon Doppelformen nachweisbar sind. Dahin gehören z. B. _Mánlius_ < älterem *_Mánilius_ neben _Manílius_, _Lícnia_ < *_Lícinia_ neben _Licínia._ So haben sich überhaupt Eigennamen bis in späte Zeit in der ursprünglichen Betonung erhalten und das wol desshalb, weil sie von anderen Wörtern am ehesten dazu angetan

waren, in ihrer traditionellen Form zu erstarren und so den alten Akzent durchzuschleppen. Demgemäss erwähnt Quintilian (I, 5,23) tadelnd die Aussprache *Cámillus*, *Céthēgus* statt *Camíllus*, *Cethḗgus*. Von einfachen Reduktionen wären hunderte von Beispielen anzuführen. Ich begnüge mich mit einigen wenigen: hochlat.: *infício* mit jüngerer Akzentverschiebung < altlat. *ínfacio*, wo *a* > *i* wurde, *inérmis* < *ínarmis*, *accentus* < *ádcantus*, *explódo* < *éxplaudo*, *ílico* < *ínloco*, *incéstus* < *íncastus*, *assílio* < *ádsalio* u. A. m.

Diese altlat. Betonung nun hat im Hochlatein eine Modifikation erfahren, indem die Quantität der vorletzten Silbe auf die Akzentstelle bestimmend eingewirkt hat; mit anderen Worten: der Akzent konnte sich in mehrsilbigen Wörtern nicht über die zweitletzte Silbe hinaus zurückziehen, wenn dieselbe lang war.

Seelmann (a. a. O. S. 35) drückt sich über diesen Einfluss der Quantität sehr treffend folgendermassen aus: „War die Stelle des altlateinischen Akzentes zum Teil psychologisch bedingt und blieb der Einfluss der Quantität dem Iktus gegenüber noch latent, so ist der hochlateinische Akzent durch ein rein mechanisches Uebergewicht der Quantität gebunden. Der Iktus fällt auf die Wortsilbe, die von Natur ein grösseres Energiequantum erheischt: es findet also eine harmonische Ausgleichung zwischen Exspirationsintensität (Iktus) und Exspirationsextensität (Quantität), eine ökonomische Vereinbarung zwischen Kraftdruck und Kraftdauer im Worte statt."

Nach dem Gesagten haben wir somit im Lateinischen zwei Perioden zu unterscheiden: Die altlateinische mit vorwiegend intensivem, die hochlateinische mit vorwiegend extensivem Akzent.

Was das sog. Vulgärlateinische betrifft, so schliesst sich dasselbe in Bezug auf die Akzentstelle prinzipiell an die hochlateinische Betonung an[1]; nur verwischen sich die anfangs jedenfalls noch vorhandenen Quantitätsunterschiede mehr und mehr, um qualitativen Momenten

---

[1] Ueber die Abweichungen vgl. Seelmann S. 47 ff.

Platz zu machen. Fernerhin hatten unter den verschiedenen romanischen Ländern unzweifelhaft gewaltige Spaltungen auf dem Gebiete der Akzentuation stattgefunden, indem die einen wieder die Stärke in den Vordergrund treten liessen, die anderen auf der mehr quantitativen, ebenen Betonung verharrten. Dies eingehend zu verfolgen, ist hier nicht der Platz; es möge nur noch einmal darauf hingewiesen werden, dass die Lautreduktionen (bzw. deren Unterlassung) soweit sie in der Schrift Ausdruck gefunden haben uns stets das beste Mittel zur Bestimmung der relativen Stärke des Akzents in die Hand geben.

Aehnlich, wie im Lateinischen liegen die Verhältnisse im Griechischen. Auch hier hatte die ursprüngliche (indogermanische) Betonung einem sekundären Akzentuationsprinzip Platz machen müssen, wo es die Forderungen der Quantität verlangten. Das sog. Dreisilbengesetz ist wiederum ein Beweis, wie machtlos der Akzent der sich mehr und mehr geltend machenden extensiven Kraft gegenüber dastand. Wir haben also wol anzunehmen und es geht dies schon aus der geringen Wandlungsfähigkeit der Laute hervor, dass die eigentliche Exspirationsenergie im klassischen Griechisch eine sehr unbedeutende Rolle gespielt habe. Wenn aber in späterer, christlicher Zeit Dionysius von Halikarnass das Intervall zwischen dem höchsten und tiefsten Tone im Griechischen als Quinte bezeichnet [1], so liegt die Annahme nahe, dass auch hier mit den Jahren eine Veränderung in der Akzentuation und zwar zu Gunsten der Stärke stattgefunden habe.

So viel nur andeutungsweise über das Verhältnis von Quantität zu Intensität in einigen Sprachen. Es liessen sich zwar noch weitere Momente wie Metrik, Akzentzeichen etc. beiziehen, doch möge es einstweilen bei diesen wenigen Andeutungen bleiben, so interessant und einer eingehenden,

---

[1] De compositione verborum XI: *Διαλέκτου μεν οὖν μέλος ἑνὶ μετρεῖται διαστήματι τῷ λεγομένῳ διὰ πέντε ὡς ἔγγιστα καὶ αὔτε ἐπιτείνεται πέρα τῶν τριῶν τόνων καὶ ἡμιτονίου ἐπὶ τὸ ὀξύ, οὔτε ἀνίεται τοῦ χωρίου τούτου πλεῖον ἐπὶ τὸ βαρύ.*

streng historischen Behandlung würdig der Gegenstand auch wäre.

Nach diesem längeren Exkurs wenden wir uns der speziellen Betrachtung des Akzents zu, wie er sich in denjenigen Sprachen zeigt, wo er eine feste Gestalt gewonnen hat.

Wir haben es oben bewiesen, dass mit jeder Stimmverstärkung zugleich eine Tonbewegung verbunden sei; es fragt sich nun weiter, in welcher Richtung sich dieselbe bewege.

Betrachten wir zunächst die sogenannte „Haupttonsilbe“.

Es ist eine uralte Tradition, dass mit der Exspirationsstärke der Stimme auch die Höhe des Klanges wachse. Dies zeigen Ausdrücke wie altindisch: *udātta* = gehoben, griechisch: *τόνος*, *τάσις* = Spannung (ursprünglich von der Kithara), lateinisch: *intentio vocis* = *ἐπιτεταμένη προσῳδία*, italienisch: *a voce alta*, französisch: *à haute voix*, deutsch: *Hochton*, *Hebung* etc.

Solche Ausdrücke lassen unzweifelhaft auf Unzertrennbarkeit von Stärke und Höhe schliessen; man hat daher früher diese beiden Begriffe für solidarisch erklärt und es als stumme Konvention betrachtet, dass zugleich mit der Verstärkung der Stimme auch eine Erhöhung derselben Hand in Hand gehen müsse.

Gegen diese Theorie erhoben sich zuerst die nordischen Gelehrten, indem sie nachwiesen, dass in gewissen nordischen Sprachen (vorzugsweise im Schwedischen) die Haupttonsilbe im Gegensatz z. B. zum Deutschen t i e f e r gesprochen werde, als ihre unbetonte oder nebentonige Umgebung. Durch diese neuen Tatsachen angeregt, begann man nun auch andere Sprachen und Dialekte näher auf den musikalischen Akzent hin zu prüfen und bemerkte, dass auch der grösste Teil der süddeutschen und schweizerischen Mundarten auf der Haupttonsilbe eine Senkung der Stimme eintreten lasse.

Damit war das Prinzip der Solidarität durchbrochen und man betrachtete von da an die Höhe der Stimme als völlig unabhängig von ihrer Stärke. In diesem Sinne spricht

sich z. B. auch Sievers (Phon.[3] § 34,1) aus: „Wie in der Musik der Wechsel von Tönen verschiedener Höhe (hoch und tief) nichts mit dem Wechsel der Stärke derselben (forte und piano) zu thun hat, so ist auch die chromatische Tonbewegung in der Sprache unabhängig von der Exspirationsbewegung, welche die Stärkeabstufungen der einzelnen Laute, Silben, Takte u. s. w. reguliert. Man kann einen lauten Ton tief und einen leisen Ton hoch singen, man kann ebenso eine starke Silbe mit tiefem, eine schwache Silbe mit hohem Ton sprechen, und es beruht auf einem vollständigen Verkennen nicht nur der theoretischen Möglichkeiten, sondern auch der tatsächlichen Verhältnisse, wenn man behauptet hat, die stärkste Silbe eines Wortes müsse auch den höchsten musikalischen Ton haben. Man pflegt zur Begründung dieser Behauptung wol zu sagen, dass das stärkere Anblasen der Stimmbänder in starken Silben den Ton derselben in die Höhe treiben müsse, wie das bei jedem andern Zungenwerke geschieht, aber man lässt dabei ausser Acht, dass die Stimmbänder nicht eine ein für allemal fixierte Stimmung haben, wie die Zunge eines Zungenwerks, sondern dass die Wirkung des stärkeren Anblasens durch den Mechanismus des Kehlkopfs vollkommen kompensiert werden kann etc."

So weit Sievers über diesen Punkt. Es fragt sich nun, ob seine Argumente stichhaltig genug sind, um die Unabhängigkeitstheorie in dieser schroffen Form aufrecht zu erhalten, oder ob hier vielleicht Momente beigezogen worden sind, die bei einer streng physiologischen Beurteilung der Tatsachen besser ausgeschieden worden wären.

Zunächst ist der Vergleich mit der Musik in diesem Fall nicht am Platze, da beim Gesang (selbst das Rezitativ nicht ausgeschlossen) vornehmlich rhythmische, melodische, harmonische und dynamische Rücksichten in ihren Wechselwirkungen auf einander mitzusprechen haben und demnach auf die Sprache modifizierend einwirken können; jedenfalls aber dürfen die musikalischen Verhältnisse nicht in der Absolutheit wie Sievers es thut als Beweis für die akzentuellen vorgebracht werden.

An der ganzen Theorie ist. meines Erachtens ein grosser Mangel: es wird zu viel Gewicht auf das speziell dynamische Element gelegt. Das forte und piano spielt in der affektlosen Rede, im normalen Wortakzent eine sehr untergeordnete Rolle, ja es wäre in den meisten Fällen gar nicht zu erkennen, wenn es sich nicht aus der entsprechenden Tonbewegung erschliessen liesse; wer wollte auch den relativen Druck der Lungen bei ruhig ausströmender Luft mit Sicherheit kontrollieren können? Sicherlich hat Sievers Recht, wenn er an die theoretische Möglichkeit erinnert, dass an sich ein tiefer Ton stark, ein hoher schwach hervorgebracht werden könne, auch bei psychologisch modifizierter Betonung (wie in seinem Beispiel *kommst du morgen?*) sind derartige scheinbare Abweichungen von der Norm häufig zu beobachten; aber als festes Gesetz für die traditionelle Akzentuation dürfen sie um so weniger gelten, als gerade hinsichtlich der Satzmelodie die Sprachen und Dialekte bedeutend auseinandergehen, ja sogar vielfach von der individuellen Denkweise abhängig sind. Solche Rücksichten müssen daher bei der Frage nach der Solidarität von Stärke und Höhe für den affektlosen Wortakzent ausser Betracht fallen. Zunächst muss jedenfalls der Satz bestehen bleiben: der verstärkte Exspirationsdruck bringt in der affektlosen Rede eine Tonerhöhung mit sich, ein Gesetz, das zeitweilig von der psychologisch modifizierten Satzmelodie durchkreuzt werden kann.

Nun stände nur noch die eine Frage offen: Wie haben wir in diesem Falle das Verhältniss von Stärke und Höhe in denjenigen Sprachen zu erklären, wo die Haupttonsilben mit Tiefton gesprochen werden?

Das Nordische, das teilweise dieser Regel folgt, habe ich auf diesen Punkt hin nicht untersuchen können, umso besser aber stehen mir als Schweizer die alemannischen Mundarten zur Verfügung, und da konnte ich denn konstatieren, dass eine merkbare Stimmverstärkung der Haupttonsilbe gegenüber z. B. einer Nebentonsilbe nicht stattfindet, im Gegenteil will mir vorkommen, dass bei letzerer, wo der Ton beträchtlich höher liegt, eher etwas mehr Druck

in Anwendung kommt, als bei ersterer. Diese Beobachtung lässt sich auf eine sehr einfache Weise akustisch wahrnehmbar machen, indem man ein Wort, welches zwei quantitativ und qualitativ völlig gleichgebaute Silben enthält (z. B. Kuckuck [1]), flüsternd gegen die Kante eines Kartenblattes spricht. Das dadurch entstehende sausende Geräusch ist gegen die geringste Druckverstärkung sehr sensibel und lässt daher eine solche deutlich erkennen. Hiebei zeigt nun die alemannische Aussprache eines solchen Wortes eine energische Verstärkung des Geräusches auf der Nebentonsilbe und daraus lässt sich zwingend der Schluss folgern, dass die erhöhte Nebentonsilbe auch zugleich mit erhöhtem Druck gesprochen werde. So paradox das klingen mag, es entspricht dennoch der Wirklichkeit. Man hat bisher die Exspirationsverstärkung als integrierenden Bestandteil, ja oft noch mehr, als einzig bedingende Eigenschaft des Haupttons angesehen; es dürfte daher die Entbehrlichkeit derselben einigermassen auffallend erscheinen und die Frage liegt nahe, worin denn nun eigentlich nachdem die Exspirationsverstärkung ausser Betracht gefallen, das Charakteristische des Haupttons liege.

Was in den hochbetonenden Sprachen die Bauchmuskeln, das sind in den tiefbetonenden die Kehlkopfmuskeln; beide versehen die Funktion des Charakterisierens; auf beiden Seiten ist es eine mehr oder minder energische Muskeltätigkeit, welche der Haupttonsilbe ihr Gewicht verleiht, nur dass bei den hochbetonenden Sprachen die Bauchmuskeln eine leichte Zusammenziehung erleiden und daher den Luftstrom etwas beschleunigen, was straffere Spannung der Stimmbänder und dieses wieder Stimmerhöhung hervorruft, während bei den tiefbetonenden entweder (bei gröberen Abstufungen) die schildknorpel- und

---

[1] Alemannisch gesprochen:



Kuckuck

mit Nebenton auf der zweiten Silbe, da sie keinen Reduktionsvokal enthält.

giesskannenbewegenden Muskeln oder (bei feineren Nuancirungen) der M. thyreo-arytaenoideus internus in Tätigkeit treten und durch forcierte Lockerung der Stimmbänder eine Vertiefung des Schalls bewirken. In dem einen Falle also wird der Hauptton durch ein energischeres Auspressen des Luftstroms bedingt, in dem andern durch tiefere Phonation (gegenseitige Annäherung von Schildknorpel und Giesskannen).

Als fernerer Beweis für das oben gesagte, dass bei den tiefbetonenden Sprachen der Hauptton keine Stimmverstärkung verlange, mag noch angeführt werden, dass unter gewissen Umständen z. B. bei flüchtiger Aussprache eine Haupttonsilbe völlig verschluckt werden kann. Der Gruss *adieu* lautet baslerisch *ádiə* und wird normal ungefähr so betont:



Sehr häufig jedoch verflüchtigt sich das *a* vollständig und es ist nur noch ein



zu hören. Eine ähnliche, noch interessantere Beobachtung konnte ich beim Ausrufen der Eisenbahnstation Burgdorf machen. Das erste Mal war von dem Ruf des Schaffners nur:



zu vernehmen. Gleich darauf aber rief er, um deutlicher zu werden:



mit klar vernehmbarer Erhöhung der ersten Silbe, wie ja überhaupt im starken Affekt, wo Exspira-

tionsverstärkung eintritt, das Gesetz von der Tiefbetonung der Haupttonsilbe seine Geltung verliert. Und dieses bei sonst tiefbetonenden Sprachen zu konstatierende Faktum dürfte vielleicht noch von den beweiskräftigsten sein für die relative Schwäche der Exspiration in affektloser Rede.

Zusammenfassend können wir also sagen, dass im absoluten Akzent trotz manchen scheinbaren Widersprüchen Höhe und Stärke zu einander in Proportion stehen und somit solidarisch sind. Was wir aber unter „absolutem Akzent" zu verstehen haben, soll nun des Nähern ausgeführt werden.

Sievers (Phon.[3] S. 177) unterscheidet in Bezug auf den Lautkomplex, den der Akzent beherrscht, zwischen Silbenakzent, Wortakzent und Satzakzent. Ähnlich spricht J. Ch. A. Heyse in seiner deutschen Schulgrammatik (19. Aufl. S. 26) von Silbenton[1], Wortton und Satzton. Zwischen beiden besteht jedoch ein wesentlicher begrifflicher Unterschied der an sich gleichlautenden Termini. Nach Heyse's Auffassung ist Silben-, Wort-, Satzton derjenige Akzent, der eine Silbe, ein Wort oder einen Satz vor andern hervorhebt; Sievers' Bezeichnung dagegen bedeutet den eine Silbe, ein Wort oder einen Satz beherrschenden Akzent. Es deckt sich demnach Heyses Silbenton mit Sievers' Wortakzent, Heyses Wortton mit Sievers' Satzakzent. Unter Satzton versteht weiterhin Heyse „die richtige Hebung und Senkung der Stimme beim Vortrage grösserer Satzvereine und Satzgefüge oder Gliedersätze (Perioden), wo das logische Verhältniss der miteinander verknüpften Sätze dem Ohre dargestellt wird". Es ist damit also nichts anderes gemeint, als die rein tonische Satzmelodie. Seine vierte Kategorie, der sog. „Redeton oder rhetorische Akzent" ist im Grunde mit seinem „Wortton" (dem Sievers'schen Satzakzent) identisch, nur dass bei ersterem der Sprechende einen ganz bestimmten Begriff gegenüber einem andern geltend zu machen sucht. z. B.

[1] Ton im Sinne von Akzent.

Er hat meinen Bruder allezeit unterstützt.
Er ***hat*** *meinen Bruder allezeit unterstützt.* etc.

Was nun meine Terminologie anbetrifft, so halte ich prinzipiell an der Sievers'schen Vorstellung fest und spreche von Wortakzent im Sinne eines Akzentes, der ein Wort beherrscht; dem Silbenakzent schenke ich jedoch keine Berücksichtigung, da er einerseits für das praktische Bedürfnis füglich übergangen werden kann, für das theoretische dagegen kaum völlig ausreichen dürfte, wenn man bedenkt, dass an sich nicht nur eine Silbe, sondern auch einzelne Moren sowol in musikalischer als in dynamischer Beziehung Veränderungen erleiden können. Mit demselben Rechte könnte man daher auch noch von einer vierten Unterabteilung, dem Morenakzent, sprechen. Meines Erachtens aber genügt es für die rein physiologische Untersuchung des Akzents, festgestellt zu haben, dass Stärke und Schall auf einem und demselben Laute der Abstufung fähig sind, bei der Betrachtung seiner funktionellen Seite jedoch ist eine derartige Analyse völlig unstatthaft und wir haben ihn lediglich als Dominanten eines Laut- oder Silbenkomplexes, eines Wortes anzusehen.

Der Sievers'sche „emphatische Satzakzent" nun, ist er im Grunde genommen etwas anderes, als der Wortakzent? Der einzige Punkt, in dem sich beide unterscheiden, ist dass dieser absolut, jener relativ ist.[1] An sich kann ja

[1] Sievers sieht (Phon.[3] S. 205) den „gesprochenen Satz in naiver Sprache" als „geschlossene phonetische Einheit" an. Meines Erachtens ist dieser Ausdruck durchaus unglücklich gewählt. Eine phonetische Einheit kann unter keinen Umständen etwas anderes sein, als ein einzelner, mit konstanter Stärke und gleichmässigem Klang hervorgebrachter Sprachlaut wie z. B. *p* ohne Aspiration; sowol stimmhaftes *b*, als auch p^h sind ihrer Doppellautigkeit halber keine phonetischen Einheiten mehr.

Was Sievers mit seinem Ausdruck sagen will, ist ja klar; er meint damit einen in sich geschlossenen (d. h. unter einem Akzent stehenden) Lautkomplex (thüring. *womegèn?* „wollen wir gehen?"); dafür aber wäre vielleicht die Bezeichnung „exspiratorische Einheit" besser, weil der Satz ohne hörbare Pause in der Ausatmung gesprochen wird.

jeder Bestandteil der Rede eine Betonung erhalten, nur hängt es von dem subjektiven Wollen des Sprechenden und seinen Intentionen ab, auf welchen Bestandteil er den Akzent verlegen will. In dem Satze: *Dieses Haus gehört meinem Vater* kann jedes einzelne Wort den Akzent tragen, je nachdem es als Gegensatz zu einem andern gedachten Begriff hervorgehoben werden soll. zB. ***Dieses*** *(und kein anderes) Haus gehört meinem Vater* oder *Dieses* ***Haus*** *(nicht der Garten) gehört meinem Vater* etc. Es ist daher der Satzakzent abhängig von den durch die Umstände gegebenen psychologischen Vorstellungen des Redenden und somit relativ.

Aber nicht nur der Satz-, sondern auch der Wortakzent kann relativ unter Umständen sein, sobald psychologische Momente mit ins Spiel kommen.

Hierhin rechne ich Fälle wie der von Adelung (Deutsche Sprachlehre, Wien 1782, § 80) angeführte, wo behufs Hervorhebung einer Antithese „der Ton auf eine Silbe zu stehen kommt, die ihn sonst niemals haben kann" z. B. *er hat ihn nicht nur* ***ge****schlagen, sondern auch* ***er****schlagen.* Ähnliches bringt Heyse (a. a. O. S. 28) in einer Anmerkung bei: „dass der Redeton selbst tonlose Bildungssilben treffen kann, wenn in ihnen der auszudrückende Gegensatz liegt, zeigen die Beispiele: *Dieser junge Mensch ist nicht* ***er****zogen, sondern vielmehr* ***ver****zogen. Sie war nicht nur* ***ge****troffen, sondern auch* ***be****troffen.*"

Mit Recht bezeichnet Heyse diese Erscheinung als Redeton oder rhetorischen Akzent, denn ihre Behandlung gehört weniger in das Gebiet der historischen oder deskriptiven Grammatik als in das der Rhetorik.[1]

Noch variabler, als das dynamische Element ist im Satze das musikalische. Hier treten zu den psychologischen Modifikationen noch mundartliche hinzu, so dass für jedes einzelne Idiom wieder besondere modulatorische Gesetze gelten.

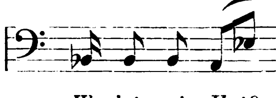
---

[1] Interessante Einzelheiten für das Deutsche finden wir bei Reichel, Von der deutschen Betonung. Leipz. Diss. 1888.

Dass in der menschlichen Rede sich Zorn, Demut, Vorwurf, Aufmunterung, Schmeichelei etc. lediglich durch die Modulation der Stimme ausdrücken lassen, ist eine altbekannte Tatsache, und es braucht nach oben Gesagtem kaum mehr darauf hingewiesen zu werden, dass diese Tonbewegungen in ihrer völligen Abhängigkeit von der momentanen Stimmung des sprechenden Individuums durchaus relativer Natur sind.

Weniger hat man bis jetzt noch auf die mundartlichen Divergenzen in der Satzmelodie geachtet. Ich greife aus der grossen Zahl von Fällen ein besonders eklatantes Beispiel zur Erläuterung dieses Umstandes heraus: die Frageform.

Im Deutschen erfordert dieselbe meist eine aufsteigende Tonbewegung, wenn nicht noch ein anderer Affekt z. B. Ungeduld hinzukommt.[1] Doch ist diese Tonbewegung, wenn schon im ganzen aufsteigend, in den einzelnen Dialekten eine völlig verschiedene, ja sogar die emphatische Hervorhebung liegt nicht einmal überall auf demselben Worte. So würde sich das in unten stehender Anmerkung erwähnte Beispiel in Norddeutschland melodisch und dynamisch ungefähr folgendermassen gestalten:



Wo ist mein Hut?

---

[1] z. B. ungeduldiges: *Wo* **ist** *denn nur mein Hut?*, nachdem man schon von dem Hut gesprochen



Wo ist denn nur mein Hut?

gegenüber einfachem: *Wo ist mein* ***Hut****?*



Wo ist mein ***Hut****?*

in meiner heimischen Mundart (Basel-Stadt) dagegen:



In ersterer Aussprache also ist das Wort *Hut* der Hauptträger des Akzents, in letzterer wird *isch* durch energische Kehlkopfbewegung markiert.

Für die Frageform im Deutschen mag in der affektlos gestellten Frage die aufsteigende Tonbewegung als festes Gesetz gelten; doch was für das deutsche gilt, hat nicht notwendigerweise auch auf alle andern Sprachen Anwendung. So geht meines Wissens z. B. das Französische und das Italienische seinen eigenen, vom deutschen abweichenden Weg. Beide würden zunächst weder das *Hut* noch *ist* hervorheben, sondern die Fragepartikel *wo.* Also Französisch: ***où*** *est mon chapeau?* Italienisch: ***dove*** *è il mio cappello?* Die Tonbewegung wäre dann annähernd folgende:



So liessen sich vielleicht noch ausser dem Französischen und Italienischen mancherlei Abweichungen beibringen; doch es ist nicht der Zweck der vorliegenden Untersuchung, alle möglichen Fälle aufzuführen, sondern vielmehr zu beweisen, dass auch die Satzmelodie nicht einem unbedingten Gesetz unterworfen ist, ebenso wenig als der dynamische Satzakzent. Absolut ist auch auf musikalischem Gebiet nur der Akzent eines einzelnen affektlos gesprochenen Wortes,[1] er schliesst sich eng an die Funk-

[1] Man betrachte dies nicht als blosse Abstraktion. Wir können ein einzelnes Wort affektlos aussprechen und werden ihm immer den betreffenden idiomatischen Akzent geben; auch kann der absolute Akzent in einem Satze eingeschlossen sein (so z. B. auf dem Worte „*blüht*“

tionen der Bauch- oder Kehlkopfmuskeln an, welche die Hervorhebung einzelner Redeteile bedingen, lässt sich aber durch psychische Affekte momentan aufheben oder modifizieren.

Wir haben oben (S. 25) bei der dynamischen Betonung auch von relativem Wortakzent gesprochen und dabei Gegensätze wie *geschlagen* und *erschlagen* etc. erwähnt. Selbstverständlich geht in solchen Fällen das musikalische Element mit dem dynamischen Hand in Hand. Aus einem:



wird ein:



Aber wie schon im Satze das musikalische Element als Hauptträger des psychischen Empfindens einer bedeutenderen Variabilität fähig gewesen ist, als das dynamische, so ist dies nun auch im Worte der Fall, und zwar sind solche Abweichungen von der normalen Aussprache des betreffenden Idioms dann zu bemerken, wenn das einzelne Wort allein einen in sich abgeschlossenen Gedanken ausdrücken soll. z. B.



im Sinne einer zögernden Konzession. Oder:



in fragendem Tone, wo es so viel als: *Ist es wirklich so?* heissen soll. Dahin gehört auch das von Brugmann

---

in dem affektlos gesprochenen Satze: *Der Baum blüht*); nichtsdestoweniger bleibt der Satzakzent relativ, da das subjektive Wollen des Sprechenden es bestimmt, welcher Teil des Satzes hervorzuheben sei.

(Grundriss I S. 531) angeführte *wirklich?* in verwunderter Frage:



und Anderes mehr.

Dass jedes Wort, jeder Satz auf diese Weise bis ins Unendliche hinein durch psychische Momente modifiziert werden kann, ist einleuchtend; aber ebenso klar ist es, dass solche Modifikationen, wie sie durch die augenblicklichen Verumständungen herbeigeführt werden, mit dem absoluten Akzent, diesem konstitutiven sprachlichen Faktor, nichts zu tun haben.

Dies der Unterschied zwischen absolutem und relativem Akzent.

Der Satzakzent ist also nie absolut, der Wortakzent nur dann, wenn er nicht durch das individuelle Wollen des Sprechenden modifiziert wird.

Die Grammatik hat sich somit lediglich mit dem absoluten Akzent zu beschäftigen; die Behandlung des relativen Akzents dagegen fällt einem Teilgebiet der Rhetorik, der Lehre von der Redebetonung, zu.

Ein Fall jedoch bedarf noch der Erwähnung, wo der Satzakzent eine gewisse Beständigkeit gewonnen und trotz seiner sonst so grossen Beweglichkeit deutliche Spuren hinterlassen hat: die Enklitika. Hier könnte man vielleicht von einer Art absolutem Satzakzent sprechen; doch ist die Erscheinung für's erste einseitig, indem sich die Wirkung ausschliesslich auf Reduktionen beschränkt, und zweitens erstreckt sie sich nur auf eine ganz bestimmte, im Vergleich zu andern spärlich vorkommende Kategorie von Wörtern, sie ist also partiell; mithin ist es geratener, diesen Fall unter den Begriff „Wortakzent“ zu stellen und die Enklitika oder Proklitika als einzelne, dem Worte, an das sie sich anlehnen, zugehörige Silben zu betrachten.

II.

Nachdem wir in Obigem den Akzent im Allgemeinen präzisiert und das Feststehende von dem psychologisch Modifizierbaren geschieden haben, schreiten wir weiter zu den feineren Nüancierungen, den einzelnen Stärke- und Höheabstufungen der Betonung vor.

Jede Sprache besitzt innerhalb des Wortakzents verschiedene Grade von Tätigkeitsenergie der lautbildenden Organe. Diese Energie kann sich teils durch Verstärkung des Luftstroms, teils durch Muskelkontraktion im Kehlkopf äussern. Jede dieser Äusserungen ist akustisch wahrnehmbar und hat ursprünglich den Zweck, wichtige Redeteile hervorzuheben, unwichtige in den Hintergrund treten zu lassen.

Streng genommen könnten wir zwischen den beiden Extremen, der höchsten Prägnanz und der grösstmöglichen Unbetontheit, selbstverständlich eine unbeschränkte Anzahl von Zwischengliedern annehmen; für das praktische Bedürfnis jedoch dürfte es genügen, die drei Hauptstationen dieser Stärkeskala: den Hauptton, den Nebenton und die Unbetontheit zu fixieren.

Fassen wir dieselben von der physiologischen Seite etwas näher ins Auge.

Beim ruhigen Atmen haben die Stimmbänder (oder besser gesagt: die sie bewegenden Muskeln) keinerlei Tätigkeit, sie liegen weit auseinander, um der aus- und einströmenden Luft ruhigen Durchgang zu verschaffen. Sobald nun aber Stimmgebung (Phonation) eintreten soll, muss sich zunächst die offene Stimmritze verengern. Dies geschieht durch unmittelbare Aneinanderlegung der processus vocales. Die auf diese Weise bewirkte spaltenförmige Verengung der glottis vocalis (Stimmritze) genügt jedoch keineswegs zur Hervorbringung eines Klangs. Damit die Stimmbänder in Schwingung geraten und einen Klang oder Ton erzeugen können, hat sich auch die noch offen stehende dreieckige glottis respiratoria zwischen den Giesskannen zu schliessen. So lange das nicht geschehen ist, fehlt

der Sprache das klangliche Element (Flüstern). Erst nachdem die mm. arytaenoidei postici, obliqui und der m. transversus diesen völligen Verschluss herbeigeführt haben, kann ein wirklicher Klang hervorgebracht werden.[1]

Wenn wir die beschriebene Bewegung ausführen und den Luftstrom ruhig durchgehen lassen, so entsteht ein der Länge der Stimmbänder proportioneller tiefer Klang, dessen Grundton der Unbetontheits- oder Indifferenzlage des sprechenden Individuums entspricht; man mag ihn Indifferenzklang nennen. Derselbe kommt vor bei leisem Stöhnen, in der Sprache bei völlig unbetonten Sonorlauten. Die Lage des Indifferenzklanges ist gemäss der völligen Abgespanntheit der Stimmbänder stets eine sehr tiefe une bewegt sich nur in den untersten Tönen der menschlichen Stimme[2].

Was noch tiefer geht, kann nur durch energische Kontraktion der mm. thyreo-arytaenoidei und crico-arytaenoidei laterales erzeugt werden; und darauf beruht meiner Ansicht nach die oben erwähnte Tiefbetonung in einigen Sprachen. Der Grund, warum die eine Sprache ihren Hauptton durch Beschleunigung des Luftstroms, die andere durch Muskelzusammenziehung im Kehlkopf charakterisiert, harrt einst-

---

[1] Den ganzen Vorgang der Phonation hatte ich Gelegenheit mittelst des Spiegels an lebenden Kehlköpfen zu beobachten. Meine Gewährsleute waren zunächst ein Mann mit gesunden Sprachorganen, an dem sich die normale Beschaffenheit der laryngalen Teile und ihrer Funktionen aufs deutlichste erkennen liessen; das zweite Objekt war eine hysterische Frau, der es seit mehr als einem Jahre nicht gelingen will, die Knorpelglottis (glottis respiratoria) zu verschliessen, und die daher stets flüsternd spricht. —

Ueber die Verwendung des Kehlkopfspiegels siehe die ausführliche Abhandlung von Türck: Klinik der Krankheiten des Kehlkopfs und der Luftröhre nebst einer Anleitung zum Gebrauche des Kehlkopfrachenspiegels etc. (Wien, 1866 S. 1—142).

[2] Bei mir (Tenorstimme) ist dieselbe = B; also der zweit- bis dritttiefste Ton meines Umfangs:

weilen immer noch der Enthüllung. Derselbe mag wol weniger in einer verschiedenen Beschaffenheit der Organe, als in den klimatisch-geographischen Verhältnissen der betreffenden Länder liegen.

In den meisten Fällen jedoch wird der Hauptton durch Klangerhöhung gekennzeichnet. Diese Erhöhung hat zunächst ihre Ursache in der Verstärkung des Anblasens. Man laute einen ziemlich tiefen Ton schwach an und verstärke dann den Luftstrom plötzlich, so wird man bemerken, dass der Ton unwillkürlich um eine Sekund bis grosse Terz steigt, während es eines besonderen Willensaktes bedarf, um denselben trotz der Exspirationsverstärkung auf der gleichen Tiefe zu erhalten. Nichts ist auch natürlicher, als dieser Vorgang; denn durch den vermehrten Druck wird die unterhalb der Stimmbänder sich befindende Luft komprimiert und bewirkt so eine erhöhte Spannung derselben, diese Spannung aber bringt wiederum eine Vermehrung der Schwingungszahl mit sich.

Die Höhelage des Haupttons ist nach den Dialekten verschieden. Gemeinhin wird es wol nicht die Druckverstärkung allein sein, welche die Tonerhöhung hervorruft, sondern in den meisten Fällen werden die stimmbänderspannenden mm. crico-thyreoidei und crico-arytaenoidei oder zum mindesten der die feineren Spannungsgrade reglierende thyreo-arytaenoideus internus das ihrige dazu beitragen.

Der Nebenton beansprucht als Akzent zweiten Ranges keine so energische Muskelanstrengung, wie der Hauptton. Gleichwol scheint er mir in den hochbetonenden Sprachen ungefähr auf der gleichen Muskeltätigkeit zu beruhen, wie in den tiefbetonenden der Hauptton. Gemeinhin wird er sehr tief (tonisch unter der Indifferenzlage s. S. 36) gesprochen, was ihm ein gewisses Gewicht verleiht, das erst gegen das Ende hin durch Abspannung der kehlkopfverengenden Muskeln (s. S. 31) abnimmt. Anders verhält es sich dagegen bei den tiefbetonenden Sprachen; hier, wo schon der Hauptton durch eine forcierte Stimmsenkung charakterisiert wird, kann ein noch weiteres Hinabdrücken nicht mehr stattfinden; ebensowenig ist in dem

engen Intervall zwischen Hauptton und Unbetontheit Raum für den Nebenton; er muss also, wenn eine Hervorhebung erzielt werden soll, über die Unbetontheit hinaussteigen[1].

Hauptton und Nebenton entziehen dem von ihnen getroffenen Sonorlaute nichts von seiner ursprünglichen Fülle, weder quantitatives noch qualitatives. Wohl aber die Unbetontheit. Die Wirkungen derselben auf einen im absoluten Akzent fortwährend unbetonten Laut sind derart, dass sie ihn nicht nur seiner Ausdehnung, sondern auch des ihm eigenen Timbres beraubt.[2] Da es aber lediglich die Stellung des Ansatzrohrs ist, welche einem Laute seine Klangfarbe verleiht, so haben wir anzunehmen, dass nicht nur die Kehlkopfmuskeln, sondern auch jenes unter der Unbetontheit eine Erschlaffung erleidet. Der in dieser ungezwungenen Lage der Mund- und Rachenteile phonierte Laut trägt meist ein ö-artiges Gepräge und wird in phonetischer Transskription gewöhnlich durch *ə* wiedergegeben.

Die Betonung eines Wortes nun haben wir uns, wie schon bemerkt, nicht etwa so zu denken, dass der Uebergang von einer Spannungsstufe zur andern sprungweise vor sich gienge; vielmehr ist der Prozess ein ganz allmählicher. So lange ein Wort ausgesprochen wird, befinden sich die Stimmbänder in fortwährender Aktion, sei es spannend oder erschlaffend. Der Hauptton bleibt nur kurze Zeit auf der ihm eigenen extremen Tiefe oder Höhe stehen; sobald diese erreicht ist, erfolgt schon auf den zu derselben Silbe gehörigen Lauten eine Abspannung nach dem Nebenton oder der Unbetontheit hin. Diese Vorbereitung auf die nächstfolgende Betonungsstufe kann je nach der Beschaffenheit des gesprochenen Lautkomplexes akustisch wahrnehmbar sein, oder nicht; jedenfalls aber kann sie von einem fein ausgebildeten Artikulationsgefühl deutlich erkannt werden.

An einem Beispiel möge das Gesagte erläutert werden.

---

[1] Schon desshalb ist die Bezeichnung „Hochton“ für Hauptton ungenau.

[2] Vgl. Verf., Vokalismus v. Basel-Stadt § 242 ff.

Das Wort *„Beinkleider“* würde in der Bühnensprache ungefähr folgendermassen lauten:



[1]

Der Haupt- und Hochton wird durch *aiñ*, der Nebenton durch das zweite *ai*, die Unbetontheit durch das *ə* repräsentiert. Dazwischen liegen nun aber die Konsonanten, von denen jeder auf einer tonischen und dynamischen Uebergangsstufe zum nächstfolgenden Vokal steht. So liegt das *l* bereits etwas tiefer, als das *aiñ, d* höher als *ai*, indem es die Unbetontheit vorbereitet. Aber auch diese kleinen Abstufungen springen nicht ruckweise zu einander über, sondern mittelst Verschleifung (In der Gesangslehre: Portamento); es ist daher ratsam, um dies anzudeuten, die einzelnen Töne bei der Notentranskription durch Bindebögen zu verbinden. —

Nach Erledigung der allgemeinen Gesichtspunkte gehe ich nun zum Spezielleren über, indem ich an einigen Beispielen die Betonungsdifferenz in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zu illustrieren suche. Dabei kann es mir aus leicht ersichtlichen Gründen nicht darum zu thun sein, eine möglichst erschöpfende Darstellung aller Betonungsarten der deutschen Dialekte zu liefern. Mein Zweck ist zunächst nur, auf die grossen Divergenzen innerhalb einer und derselben Sprache aufmerksam zu machen, und hiezu eignet sich besonders der Gegensatz zwischen der Betonung, wie ich sie in Berlin auf der Bühne gehört habe und der meiner eigenen Heimat (Basel-Stadt)[2].

Hiebei will ich behufs besserer Uebersicht in Bezug

---

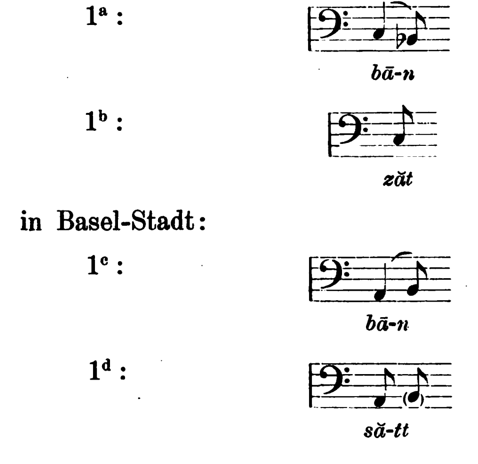
[1] Bei Notentransskription ist darauf zu achten, dass das zu transskribirende Wort nicht mit zu viel Absichtlichkeit gesprochen werde. Ich konnte beobachten, dass durch allzu befangenes, langsames Sprechen die Klangintervalle bedeutend grösser wurden.

[2] Noch charakteristischer wären vielleicht einzelne Mundarten in Elsass oder Baden; doch getraue ich mir nicht, dieselben musikalisch genau transskribieren zu können.

auf die Folge der einzelnen Akzentuationsstufen fünf Typen aufstellen:

1. Hauptton allein: z. B. *Bahn, satt.*
2. Hauptton + Nebenton: *Neumond, Bierfass.*
3. Hauptton + Nebenton + Unbetontheit: *Schulmeister, Ursache.*
4. Hauptton + Unbetontheit + Nebenton: *Einigkeit, bittersüss.*
5. Hauptton + Unbetontheit: *Schatten, grösser.*

Die ersten Beispiele lauten im Bühnendeutschen ungefähr folgendermassen:

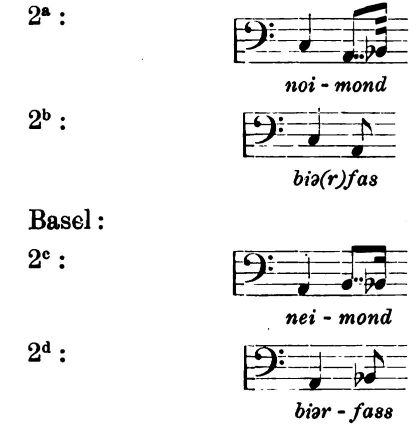


In 1^{ab} lautet der Stimmton infolge des energischen Exspirationsstosses hoch an, um dann, wenn es die Länge des Schallträgers gestattet, wieder ungefähr um eine grosse Sekund zu sinken. Bei Kürze, wenn der folgende Laut nicht ein stimmhafter Konsonant ist, kann eine solche Senkung natürlich nicht zur Wahrnehmung kommen. Anders in 1^{cd}. Hier ist es der Kehlkopf, welcher die zum Hauptton erforderliche Muskelkontraktion ausführt. Die Stimmbänder werden gewaltsam gelockert (s. S. 31), die Phonation ist desshalb tief, rauh und weniger präcis, als in a, b; jedoch hat sie mit a die bei Länge erfolgende Abspannung gemein. Auch bei d ist theoretisch eine solche vorhanden,

nur kommt sie infolge der Stimmlosigkeit des *tt* akustisch nicht zur Wahrnehmung.

T y p u s 2: Hauptton + Nebenton: *Neumond, Bierfass.*

Bühnendeutsch:



Der bühnendeutsche Nebenton in a u. b charakterisiert sich ähnlich, wie der Hauptton in c u. d; um die ihm zukommende Klangfülle zu verleihen, wird er möglichst tief heruntergedrückt und sodann gegen das Ende der Silbe hin wieder etwas abgespannt. Man kann bei aufmerksamer Beobachtung hören, dass das *n* von *Neumond* musikalisch etwas höher liegt, als das vorausgehende *o*. Bei Kürze dagegen (*-fas*) erfolgt keine Abspannung nach oben, wenigstens ist dieselbe wegen der kurzen Dauer des ganzen Nebentones nicht hörbar.

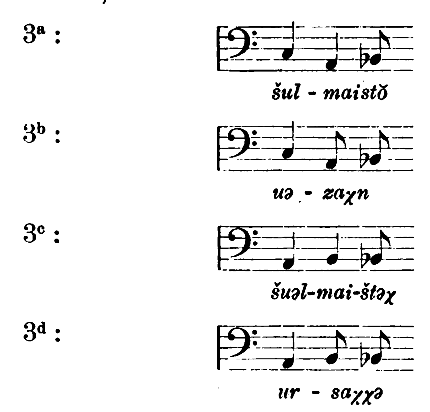
In den Beispielen c, d haben wir wiederum zu unterscheiden zwischen Länge und Kürze des Nebentons. Während erstere mit einsetzt und sich dann im Verlaufe des Klanges zu senkt, bleibt letzere auf der

---

[1] Die gebundenen Uebergänge von einer Stufe zur andern bei Länge lasse ich im künftigen, um keine Konfusionen hervorzurufen, unbezeichnet und begnüge mich, auf das oben (S. 34) Gesagte hinzuweisen.

Indifferenzlage[1] stehen und dürfte sich mit den Jahren, wenn nicht das psychologische Moment der Besorgniss vor Undeutlichkeit hinzutritt, zu dem Indifferenzvokal *ə* abschwächen.

Typus 3: Hauptton + Nebenton + Unbetontheit: *Schulmeister*, *Ursachen*.



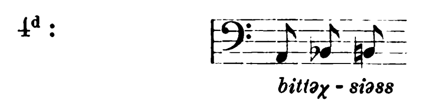
Hier ist zwischen Länge und Kürze des Nebentons kein Unterschied zu konstatieren. Neu kommt nur hinzu die völlige Abspannung der Kehlkopfmuskeln aus dem im Bühnendeutschen tiefen, im Basler hohen Nebenton zur Unbetontheit hin.

Typus 4: Hauptton + Unbetontheit + Nebenton: *Einigkeit*, *bittersüss*.



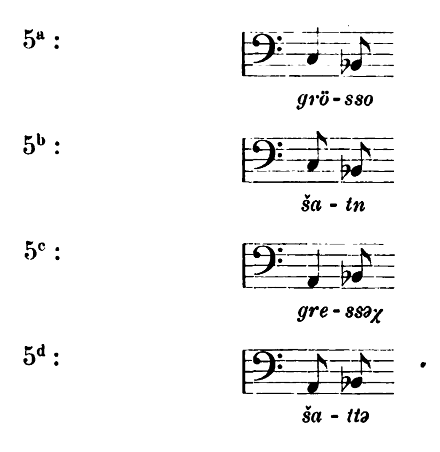
[1] Ganz streng genommen liegt der Ton zwischen der Indifferenzlage und h; doch lässt sich diese Stufe der Notenschrift nicht wiedergeben.

[2] In diesem Worte ist das mittlere, unbetonte *i* meist nicht mehr hörbar.



Dieser Typus ist im Grunde genommen nichts anders, als die Umstellung der beiden letzten Bestandteile von Typus 3. Zu c d ist zu bemerken, dass die Nebentonsilben trotz der Diphthonge bedeutend kürzer gesprochen werden, als im Bühnendeutschen.

Den letzten Typus, 5: Hauptton + Unbetontheit repräsentieren wir durch die Beispiele: *grösser, Schatten.*



Auch dieser Typus bietet keinerlei Schwierigkeit und bedarf keiner weiteren physiologischen Erklärung mehr.

So viel über die 5 Grundtypen, wie sie im Bühnendeutschen und meiner Heimatsprache Ausdruck finden. Die Behandlung anderer Dialekte nach dieser Seite hin muss eingehenden Einzelforschungen überlassen bleiben, die immer noch des Interessanten genug bieten dürften; denn dass die Art der Betonung schon ihres Einflusses auf den Lautwandel wegen von ganz eminenter Wichtigkeit ist, wird Niemand abstreiten wollen. Mit obigen Beispielen sind ja nur zwei besonders antipodische Betonungsarten aufgeführt; dass aber innerhalb des Deutschen die Variationen sich ins Unzählige spalten, beweist der jedem Dialekte eigene Ton-

fall. Ich weise z. B. nur hin auf das singende im Sächsischen:

Leip - zig

oder das eigentümliche Emporschnellen des Tons im Bairisch-Östereichischen:



Solche und andere Beispiele wären noch zu Hunderten zu erwähnen; ich begnüge mich jedoch mit diesen wenigen Andeutungen, die lediglich den Zweck haben, die Phonetiker neuerdings auf dieses interessante und noch so wenig behandelte Kapitel aufmerksam zu machen.

Anhangsweise wären vielleicht noch die Beziehungen der Musik zur Sprache zu streifen; obschon auch dieses Thema einer umfangreichen Einzeluntersuchung bedürfte, wobei die wechselnden Beeinflussungen der Redebetonung auf die Komposition einerseits und der Kompositionsgesetze (Rhythmik, Melodik, Harmonik) auf den Text andrerseits, einer genauen Prüfung unterzogen werden müssten. Nicht zu übergehen wäre bei einer solchen Abhandlung das Recitativo und zwar vornehmlich in seinen ersten Phasen.

Im Grossen und Ganzen sind es wohl mehr die volkstümlichen Kompositionen, welche sich enger an die Redebetonung anschliessen; doch dürfte auch die Kunstkomposition zahlreicher Beispiele nicht ermangeln. Ein besonders prägnanter Fall von emphatischer (relativer) Satzbetonung findet sich in Schubert's „Ungeduld“:



Ein hübsches Beispiel für Hochbetonung im Deutschen ist auch folgendes aus Flotow's „Martha“, wo die Mägde ihre Fähigkeiten anpreisen:



Aufgefallen ist mir auch, dass in unsern Gegenden, wo Tiefbetonung herrscht, die Melodie des Kinderlieds gewöhnlich so beschaffen ist, dass auf die Haupttonsilbe der Grundton fällt, während die unbetonte Silbe eine Sekund höher steht. Am Ende jedes Verses sinkt die Melodie stets auf die Dominante herunter, z. B.:



Es wäre interessant, zu erfahren, ob die Melodie in hochbetonenden Dialekten sich analog der Sprache anschliesst.

Und nun zum Schluss noch ein Wort über die Wirkungen des Akzents.

Es ist eine altbekannte und von keinem Grammatiker bestrittene Thatsache, dass der Akzent in allen Sprachen, wo er energisch auftritt, deutliche Spuren seiner reduzierenden und dilatierenden Thätigkeit zurücklässt; ich brauche nur an den Vokalablaut, das Verner'sche Erweichungsge-

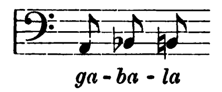
setz und das neuhochdeutsche Dehnungsgesetz zu erinnern. Leider hat nun aber das musikalische Element, dessen Einfluss doch jedenfalls nicht zu unterschätzen ist, hiebei allzuwenig oder gar keine Beachtung gefunden.

Ich will es nun hier versuchen, einige Fälle von Lautwandel, bei denen mir die musikalische Betonung eine wichtige Rolle zu spielen scheint, auf dieses Agens zurückzuführen.

Wir haben oben mehrmals darauf hingewiesen, dass die Höhe eines Klanges diesem eine relativ grössere Hörbarkeit gegenüber den tiefer liegenderen verleihe. Darauf beruht nun meines Erachtens die verschiedene Behandlung der Ableitungssilben, wie sie uns z. B. in schweiz. *gablə* im Gegensatz zum deutschen *gabəl* aus ahd. *gabala* entgegentritt. Nehmen wir an, dass die Differenz im Tonfall schon in ad. Zeit vorhanden gewesen sei, so müssen wir, da noch keine der drei Silben reduziert erscheint, nach Typus 4 (S. 37) für die nord- bzw. mitteldeutsche Aussprache ein stufenweises Absteigen vom Hauptton gegen das Ende hin ansetzen:



Für das Schweizerische dagegen ein Aufsteigen:



Dadurch kommt bei der ersten Modulationsweise die Silbe *-la* auf die tiefste Stufe (A) zu stehen; sie wird daher, da ihr quantitativ die Mittelsilbe *-ba-* gleichkommt am raschesten an Schallfülle verlieren. Somit wird aus *gabala* zunächst ein **gabalə* und aus diesem wieder durch sukzessive Abschwächung *gabəl* [1].

Bei der süddeutsch-schweizerischen Betonung dagegen

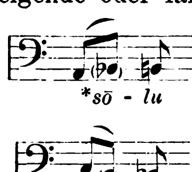
[1] Natürlich wird, sobald das Wort durch Wegfall des *ə* zweisilbig geworden ist, auch das ehemalige *-bal-* als nunmehr unbetonte Endsilbe Reduktion bis zu *bl* erleiden müssen.

steht dieses *-la* unter dem höchsten Ton und hat somit nach obigem Grundsatz mehr Existenzfähigkeit, als das ihm vorausgehende, tieferliegende *-ba-*. Infolge dessen erhält es sich und schwächt sich erst dann zu *-lə* ab, nachdem dieses synkopiert worden ist, wie die Entwicklung *gabala* > **ga-bəla* > **gabla* > *gablə* zeigt.

Auf dasselbe Gesetz ist wohl auch die im Nhd. jetzt mehr und mehr allgemein werdende Reduktion des ehemaligen *-isch* zu *-sch* nach Eigennamen zurückzuführen, während der Süden geneigt ist, diese Endung beizubehalten. So sagt man Nhd. *die Bessersche Buchhandlung, Tolstoische Romane*, während die Schweiz lieber Synkope des *-er* (in *Bessrischi*) und störenden Hiatus (in *Tolstoiischi*) zulässt, als das *i* der Endung zu tilgen. Noch massgebender aber, als die Schriftsprache, die in dieser Beziehung manchmal etwas inkonsequent vorgeht, sind die Dialekte. So hört man in plattdeutschen Mundarten z. B. *baiersch* für *bairisch*, *dütelk* für *dütelik* = „deutlich“ *pástern* für *pástorin* u. s. f.

Weiterhin gehören hieher die Synkopierungen nach langer Silbe, eine Erscheinung, die in allen germanischen Sprachen schon frühe vorkommt. Für das Nordische gibt Noreen in Pauls Grundriss I, 453 chronologische Angaben. Demnach hat hier die Synkope nach langer Wurzelsilbe früher stattgefunden, als nach kurzer, „weil nach jener nicht wie nach dieser ursprünglich ein Nebenton folgte, der erst schwinden musste“; z. B. (aus dem ABCdarium Nordmannicum) *sōl* (< **sōlu*) „Sonne“, aber *lagu* (aisl. *lǫgr*) „Flüssigkeit“.

Betrachten wir diese Bemerkung über das Schwinden des Nebentons von der musikalischen Seite, so wird der Prozess noch bedeutend klarer. Mag nun die Tonbewegung im Altnordischen eine aufsteigende oder fallende gewesen sein:



oder:

gleichviel, die Stammsilbe übernimmt infolge ihrer Länge durch das Nachlassen der Anspannung ein Stück der ihr folgenden Unbetontheit und reduziert dadurch die nächste Silbe. Bei Kürze jedoch kann das aus leicht ersichtlichen Gründen (S. 35 f.) nicht geschehen.

So sind wohl alle einschlägigen Fälle zu erklären.

Vor Allem die Erhaltung des *i* bei kurzsilbigen *i*-Stämmen: ahd. *wini* aber *balg*, aengl. *wine* aber *wyrm* afries. *biti*, *bite* „Biss" aber *dēl* etc. Ferner die Synkope des Mittelvokals bei Präteriten: *hōrta* aber *nerita* [1], aengl. *hȳrde* aber *nerede;* ferner ahd. *hērro* < **hēriro, lenzo* < **lengizo aftro* < *aftaro,* aengl. plur. *halge* zu Sing. *halez*, ahd. *sēula* < **sēwala* aengl. acc. *sawle* von *sawol;* mhd. *bliczen* < ahd. *pleccazzan,* mhd. *mensche* < ahd. *mennisco;* mhd. *beste* < ahd. *bezzisto.* Sogar alte Längen unterliegen im Mhd. der Synkopierung: *warte* < *wartēta*, *ahte* < *ahtōta* u. A. m.

Auf derselben Wirkung beruht die Differenz in der Aussprache des Schluss *-ə* bei modernen Dialekten, je nachdem sie das nhd. Dehnungsgesetz mitgemacht haben oder nicht. So ist in Basel, wo Dehnung einer ehemals kurzen Stammsilbe eingetreten ist:



der Reduktionsvokal hörbar nachdrucksloser (wohl auch etwas tiefer), als z. B. in Bern, wo die alte Kürze gewahrt ist:



[1] Dass das *i* auch bei langsilbigen Stämmen im Ahd. sich länger, als in andern westgermanischen Sprachen erhalten habe, beweist neben den sporadisch noch belegten unsynkopierten Formen der Umstand, dass im alemannischen Prät. Konj. schwacher Verba die Endung infolge des früheren Nebentons lang geblieben ist, und zwar unterschiedslos, ob die Stammsilbe kurz oder lang war: *neritī* und *suoch(i)ī* dagegen *nāmi* (Braune ahd. Gr. § 322 a).

Diese Gesetze scheinen nun aber im direktesten Widerspruch zu der Lachmann'schen Betonungstheorie von dem sogenannten „tonlosen“ und „stummen“ *e* zu stehen (vgl. Weinhold, mhd. Grammatik § 18). Die Erörterung dieser Frage fällt jedoch, da Lachmann hiebei vorzugsweise die rhythmische Verstechnik im Auge hatte, ausserhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit; jedenfalls aber sind die Lachmann'schen Gesetze nur mit äusserster Vorsicht zu gebrauchen, da sie in vielen Fälllen auf einer beschränkten Auffassung der metrischen Verhältnisse und Akzentbezeichnungen älterer Sprachphasen beruhen[1]. —

Weiterhin sind, wie ich glaube, die nhd. Diphtongierungen[2] und Monophthongierungen aus den Wirkungen der Modulation herzuleiten.

Erstere haben statt bei *ū*, *iu* (d. i. *ȳ*) und *ī* z. B. nhd. *taube* < **toube* < mhd. *tūbe*, *leute* < **löüte* < *liute, schnaiden* < **schneiden* < *snīden.* In allen drei Fällen ist beim Einsatz des Vokals eine Senkung nach der Offenheit hin eingetreten, ein Vorgang der am besten durch folgendes Vokaldreieck veranschaulicht wird:

ü

ö

u o a e i

Mit andern Worten: Jeder Vokal ist mit seinem ersten Bestandteile um eine Stufe nach *a* hin gerückt. Es hat somit eine Differenzierung der ursprünglich mit einheitlicher Klangfarbe begabten Länge stattgefunden. Da nun aber der erste Bestandteil ein offenerer geworden ist, und die offenen Vokale den menschlichen Sprachorganen viel mund- und kehlkopfgerechter sind und näher bei dem *ə*-Timbre der Indifferenzlage liegen, so folgt logischerweise

---

[1] Vgl. neben Sievers, PBB IV, 528 die neueste Abhandlung Heuslers, Zur Geschichte der altdeutschen Verskunst (Heft 8 von Weinholds germanist. Abhdlg.) Breslau 1891.

[2] Auch in gewissen schweiz. Maa. (z. B. in Engelberg und Schanfigg) kommen Diphthongierungen von *ī ū ȳ* zu *ei ou öü* vor und sind wohl auch wie die nhd. Wandelung auf Besonderheiten im Akzent zurückzuführen.

daraus, dass die betreffenden Längen mit relativ unvorbereitetem Ansatzrohr und schlaffen Stimmbändern angelautet wurden und erst im Verlaufe der Kräftesteigerung zu der geschlossenen Klangfarbe gelangten. Bestätigt wird diese Annahme dadurch, dass die Diphthongierungen im Bairisch-Österreichischen begonnen haben, wo, wie oben (S. 39) an dem Beispiel *Wien* gezeigt wurde, der Hauptton aus anfänglicher Tiefe plötzlich in die Höhe geschleudert wird.

Aus einem ehemaligen:



wird also:



und späterhin *taube*. Aus:



ein:



jetzt bair. *lait* mit vollständiger Senkung zu *a*. Aus:



ein:



und weiterhin *schnaiden*.

Auf ganz die gleiche Weise erklärt sich nun auch die rätselhafte Diphthongierung von mhd. *tûsent, tiufel* zu *dausig*,

deifel, in Basel-Stadt und im Elsässischen, während diese Mundarten sonst die alten Längen intakt bewahrt haben. Schon in meinem Vokalismus von Basel-Stadt[1] § 186 habe ich darzuthun gesucht, dass die Deutungen Kräuters (Z fdA XXI, 265) und Behaghels (Pauls Grundriss I, 565), welche diese Worte als Entlehnungen aus der Schriftsprache betrachten, unhaltbar seien, indem ich hervorhob, dass derartige Ausdrücke gerade im Volksmunde ungemein häufig gehört würden. Schon dort glaubte ich, jedoch ohne weitere physiologische Erläuterungen zu geben, die emphatische Betonung als Urheberin dieser Diphthongierungen erkennen zu müssen und wies auf das interessante Faktum hin, dass in Zürich und Aargau „im höchsten Affekte nicht selten *töüfel* statt des sonst gebräuchlichen *tüfel* gesprochen werde.“ Es ist also in diesen Wörtern infolge der Emphase unter der sie oft ausgerufen werden, Hochbetonung entstanden und die dadurch erfolgte Diphthongierung hat sich verallgemeinert. So wurde:



zu:



später basl. *deifel.*



zu:



basl. *dausig.*

---

[1] Verf. Der mundartliche Vokalismus von Basel-Stadt. Basel (Goering) 1890.

Etwas anders zu beurteilen sind die nhd. Monophthongierungen *uo* > *ū*, *üe* > *y*, *ie* > *i*, da sie nicht auf bairisch-österreichischem, sondern auf mitteldeutschem Gebiet zuerst aufgetreten sind. Die hessisch-thüringische Betonung kenne ich nicht; doch muss dieselbe zu der Zeit, wo der Diphthong zu einem Monophthongen wurde, auf der Haupttonsilbe eine ziemlich ebene, weder auf- noch absteigende gewesen sein. Dadurch, bei dem gleichmässigen Festhalten desselben Tons, assimilierte sich der zweite Bestandteil des Diphthongs dem ersten, und es entstand eine einheitliche Länge:



wurde zu:



Ähnlich *rüemen* > *ȳmen*, *rieme* > *rīmen* etc. In der Schweiz dagegen, wo aus der Tiefbetonung eine Abspannung nach oben erfolgt, haben sich die Diphthonge selbstverständlich erhalten:



Hiemit seien die Andeutungen über die Wirkungen des musikalischen Akzents abgeschlossen, und mit diesen auch die Gesammtdarstellung der akzentuellen Funktionen, soweit sie sich vorliegende Arbeit zur Aufgabe gemacht hat. Nur anhangsweise füge ich diesen Betrachtungen einige Fälle von Akzentverschiebung bei, die mir beim Sammeln des Materials aufgestossen sind und mein Interesse erregt hahen.

Behaghel (Pauls Grundriss I 555) erwähnt einzelne solcher Erscheinungen und führt sie auf eine Tendenz zur Gleichgewichtsverteilung zurück. Wenn nun eine solche auch vorhanden sein mag, so ist damit doch noch kein Ge-

setz aufgestellt. Wir können sehen, wie diese „Tendenz“ in den einen Fällen durchschlägt, in andern aber wieder nicht; und da gilt es denn vor allem, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ aufzusuchen. Meines Erachtens dürfen nun aber nicht alle Fälle unter eine Kategorie gestellt werden, sondern sehr wahrscheinlich liegen ganz verschiedene Motive für diese Akzentverschiebungen vor. Ich versuche es, die mir begegneten Fälle auf vier verschiedene Ursachen zurückzuführen.

Erstens. Auszuscheiden sind zunächst die ältern Verschiebungen wie *frohlóken*[1] (Opitz, Ps. 23, scheint noch *fróhlocken* zu betonen: *Wie fróhlockt er doch inniglich.) willfáhren*[2], *offenbáren* (bei Adelung, deutsche Sprachlehre [Wien 1782] § 84 noch *óffenbàren) schmarótzen* (mhd. *smorotzen)*, *willkómmen*, *lebéndig*, *Hollúnder* (gegen dialekt. *Holder.)* Hier mag das Analogielose der äussern Form solcher Worte ausschlaggebend gewesen sein. Man konnte sich auf keine Analogie stützen und gab somit dem Drang nach Gleichgewichtsverteilung nach.

Zweitens. An obige Kategorie schliessen sich Wörter an, die ihrer Endung wegen als Fremdwörter angesehen und infolge dessen auch als solche betont werden. Dahin gehören z. B. *Forélle* (nach *Libelle*, *Tabelle* etc. gebildet) gegen fränk. *fórelle*, schweiz. *fórene* (Idiotikon I, 935) bair. *fórchen* (Schmeller Wᵇ I, 752); *Hermelín* (nach *Turmalín*, *Anilín* etc.) gegen bair. *Harml*; *violétt* (nach *brünétt*, *kokétt* etc.) basl. *feiəlett; Walküre* (nach franz. *-ure*).

Drittens. Unter Emphase, wo das Wort stark hervorgehoben wird, tritt Doppelbetonung ein, wobei sich dann, der Gleichgewichtsverteilung zu liebe, die sekundäre Form verallgemeinert hat; doch kommen vielfach auch beide Betonungen nebeneinander vor. So betont man in starker Emphase z. B. *ein ábgefeímter Schurke, eine áusgespróchene Schönheit.* Sind dann solche Wörter sehr gebräuchlich, so

---

[1] Das etymologisch dunkle Wort stelle ich zu *lecken*, *löcken* „hüpfen, ausschlagen“.

[2] Vgl. DWᵇ III Sp. 1258.

nehmen sie nach und nach sekundären Akzent an. Dahin gehören: *eigentúmlich* neben *eigentümlich*, *leibháftig* neben *léibhaftig, ausgezéichnet* neben *aúsgezeichnet, vorzüglich* neben *vórzüglich, überschwénglich* neben *überschwenglich*, *unerméss-lich* neben *únermesslich*, *unsäglich* neben *únsäglich*, *unaus-sprέchlich* neben *únaussprechlich*, *unglaúblich* neben *únglaub-lich, unmöglich* neben *únmöglich*, *unbezáhlbar* neben *únbe-zahlbar*, *notwéndig* neben *nótwendig.* Bezeichnend ist es auch, dass Epitheta, die meist beim Anrufen Gottes gebraucht werden, diese Wandelung aufweisen; so: *dreieínig, dreifáltig, allmächtig, allwáltend, allgütig, barmhérzig.* Oft können die verschiedenen Betonungen auch im Gebrauch differieren; man spricht wohl von *ausserórdentlicher Geschwindigkeit*, nie aber von einem *ausserórdentlichen Professor.*

Viertens endlich können hieher Wörter gehören, die häufig in der Satzunbetontheit stehen und daher einer Akzentversetzung leichter zugänglich sind. Es sind dies vorzugsweise einem Adjektiv oder Adverb vorausgehende Bestimmungswörter wie: *ungeméin*, *vollkómmen*, *ungefähr,* sowie die meisten vier- und mehrsilbigen Adv. auf *-weise: möglicherwéise, merkwürdigerwéise, dummerwéise* etc. Endlich sind wohl unter diese Kategorie die Titel zu stellen, welche gewöhnlich unbetont vor einen Namen zu stehen kommen z. B. *Bürgermeíster*, *Obergeríchtsrat, Generalféldmarschall* etc. —

Ein ähnliches Streben nach Akzentversetzung ist im Norwegischen vorhanden[1]; doch scheinen auch hier die Motive ganz verschiedener Natur zu sein.

Sekundäre Zurückziehung des Akzents ist in obd. Mundarten keine Seltenheit. So spricht der Alemanne gern *dérselbe* statt *dersélbe, sófort* st. *sofórt*, *sógleich* st. *sogleích*, *ímmerhin* st. *immerhín*, *éinstweilen* st. *einstwéilen, állerdings* st. *allerdíngs*, *állerlei* st. *allerléi, állerhand* st. *allerhánd, béinahe* st. *beináhe*, *úndsoweiter* st. *undsowéiter, ínsbesondere* st. *insbesóndere.*

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Akzentzurückziehung bei Familiennamen, wo auch das Bewusstsein der

---

[1] Vgl. darüber Western, Phon. Stud. II 273.

ehemaligen Bedeutung gegenüber dem Gefühl von Einheitlichkeit verloren gegangen ist, z. B. *'Abderhalden*, *Zúmsteg*, *'Amrain*, *Hébdenstreit*, *Schlágintweit*, *Vón der Tann*, *Vón Speyr*, *'Inderhand*, *Aúfdermauer*, *'Amstein*, *Zúrmühlen*, *Fránzos*, *Gébauer*, *Béhaghel*, *Báron* etc.

Eine andere Beurteilung verlangen dagegen einige Wörter, die aus ehemaligen getrennten Bestandteilen (Adj. + Subst.) bestanden, später aber als einheitliche Begriffe zusammengefasst wurden: z. B. nordd. *Neújahr* gegen südd. *Neujáhr*, *Míttag* gegen schweiz. *Mittág*; ferner allgemein *Wéihnacht*, *Mítternacht*. Ueber das sehr alte Datum solcher Betonungen vgl. Kluge in Pauls Grundriss I. S. 348.

Interessant sind hier weiterhin die fremden Taufnamen und die aus ihnen abgeleiteten Familiennamen. Meist stehen sich im Gebrauch der ersteren die Betonungen so gegenüber, dass Tonzurückziehung heutigen Tags dem volkstümlicheren, etymologische Akzentuierung dagegen dem gebildeteren Sprachgebrauch entspricht. So kommen nebeneinander vor: *Jóhannes* (Abkürzung: *John* etc. Familiennamen: *Johnson*) u. *Johánnes* (Abk.: *Hans*, *Jan* etc. Fam.: *Jahn*, *Jenni*, *Hannes*, *Hennjes*, *Hensel*, *Hanke* etc.) *'Andreas* (Abk.: *'Andres* Fam. *Andersen*, *Enders*) und *Andréas* (Fam.: *Dräwes*, *Dreves*) *'Alexander* (Abk. *Alex* etc.) und *Alexánder* (Abk.: *Xandi*, Fam.: *Sander*, *Sanders*) *Máthias* (Abk.: *Máthis*, *Matz*, Fam.: *Mathes*, *Mades*, *Matthisson*) und *Matthías* (Fam.: *Thias*, *Theiss*, *Deiss*) *Jákob* (Abk.: *Jókeb*, *Jakel* Fam.: *Jakobs*, *Jakel*, *Jäcklin*) und *Jakóbus* (Abk. *Köbi* Fam.: *Köppke*, *Köppen*) *'Ambros* (Fam. *Ambrosch*) und *Ambrósius* (Abk. *Brosi* Fam.: *Brose*, *Bröske*) *Phílipp* (Fam.: *Philippson*) und *Philíppus* (Abk. *Lippi* Fam.: *Lips*, *Lepsius*, *Flepsen*) *'Anton* und *Antónius* (Abk. *Toni*, Fam. *Tönnjes*, *Tennison*) *Grégor* (Fam. *Greger*, *Kräger*) und *Gregórius* (Fam. *Görres*), *Thómas* (Abk. *Tom*, Fam. *Thoma*, *Tomi*, *Tomsen*) und latinisiert *Thomásius* (Fam. *Masius*) *Móritz* und *Mauritius* (Fam. *Ritz*) *Lórenz* (Fam. *Lorenz*, *Lortzing*) und *Lauréntius* (Fam. *Renz*) *Níkolaus* (Abk. *Niki*, Fam. *Niklaus*, *Nickel*) und *Nikoláus* (Abk. *Klaus* Fam. *Claus*, *Clabs*, *Kloss*, *Clausius*, *Klobus*). Ferner wären etwa noch zu erwähnen: *Kónstantin* und *Kon-*

stantín, Lúise u. *Luíse, Mária* u. *María, Kätterli* u. *Trini Kristel* u. *Stoffel* u. A. m.

Aber nicht nur bei Eigennamen, sondern auch bei andern Fremdwörtern lässt sich diese Differenz zwischen volkstümlicher und gebildeter Redeweise bis zu einem gewissen Grad erkennen. So besteht in der Schweiz neben *Maschíne* ein *Máschine, Filiále — Fíliale, Kravátte — Krávatte, Kontrólle — Kóntrolle, Depésche — Dépesche, Pumáde — Púmmade, Adrésse — 'Adresse, Manchétte — Mánchette, Kajüte — Kájüte, Salámi — Sálami, Kasíno — Kásino, Marsála — Társala, Airólo — Aírolo;* doch allgemein, *Kúsine, Sígare, Térrasse, Sérviette, Pápa, Máma.*

Zum Schluss erwähne ich noch eine Erscheinung, die auch schon Behaghel (s. a. a. O.) beschäftigt hat, und deren eigentümliche Regellosigkeit bis jetzt noch keine genügende Erklärung gefunden hat. Ich meine die zusammengesetzten Ortsnamen. Warum betont man *Rippoldsaú* aber *Aárau, Birsfélden* aber *Rheínfelden, Elberféld* aber *Fraúenfeld, Aarbúrg* aber *Freíburg, Petersplátz* aber *Münsterplatz* (in Basel), *Heiligenkreúz* aber *Heíligenstein, Langenárgen* aber *Lángenbruck, Bremerháfen* aber *Cúxhafen* usw. usw.? Auch hier, wie bei allen Akzentverschiebungen mögen es mehrere Motive gewesen sein, die eine solche Wandlung hervorgebracht haben, und nur eine möglichst vollständige Zusammenstellung und geographisch-historische Untersuchung dürfte mehr Licht auf diese scheinbare Inkonsequenz der Sprache werfen.

Mit diesem Rätsel seien vorliegende Blätter abgeschlossen, aber auch sonst bieten sie des Problematischen noch genug, wie ich mich auch bei ihrer Abfassung weniger von dem anmassenden Gedanken habe leiten lassen, etwas Unumstössliches aufzustellen, als zu weiteren Forschungen anzuregen.



OCT 30 1894
JAN 22 1904

